

Scherls
MAGAZIN

50
Pfg



BERLIN, DEZEMBER 1932
1 Schilling. 20 Cents USA.



SCHERLS 2 Mk.-ROMANE

Schöne Ganzleinenbände – Moderne Autoren
Einige der neuesten Bände:

Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt.

Von Rolf Brandt. – Glanz und Unter-
gang eines faszinierenden Hochstaplers.

Lilian sorgt für Durcheinander. Von
Horst Wolfram Geißler. – Eine
moderne Schelmengeschichte.

Weit ist der Weg zueinander. Von
Jenny Sattler-König. – Frauen-
schicksale in Liebe und Ehe.

Was das Leben köstlich macht. Von
Albert Otto Rust. – Ein moderner
Boheme-Roman aus München.

F. P. 1 antwortet nicht. Von Kurt
Siodmak. – Ein technischer Zukunfts-
roman, von der Ufa verfilmt.

Jetzt umfangreicher – neue Ausstattung!

NATUR- UND VÖLKERKUNDE

Quer durch die Tierwelt. Von Dr.
Franz Xaver Graf Zedtwitz. Ein
packendes Epos über die Entwicklung der
Arten. Mit ca. 75 Tafelbildern. Ganzleinen
5 RM.

Mit Indiens Fahrendem Volk. Erleb-
nisse auf den Reisen mit einer Völkerschau.
Von John George Hagenbeck.
Mit 35 Tafelbildern. Ganzleinen 4 RM.

Birmanische Tage und Nächte. Reise-
erlebnisse in Hinterindien. Von Hannah
Asch. Mit 49 Tafelbildern und 1 Karte.
Ganzleinen 4,50 RM.

Zwischen Elefanten und Pygmäen.
Forschungs- und Jagdexpeditionen durch
Zentralafrika. Aus dem Italienischen von
Dr. Benno Heppner. Mit 28 Tafel-
bildern und 1 Karte. Ganzleinen 4,50 RM.

VOM LACHENDEN DENKEN

Ein Buch von Wundern und Problemen.
Von Dr. Th. Wolff.

Ein ebenso amüsanter wie lehrreicher
Buch. Mit 46 Abbildungen im Text.
12. Tausend. Ganzleinen 5 RM.



LASKERS SPIELFIBELN

Schach, Bridge je 1.35 RM. Skat 1.50 RM.
Auch für den krassesten Anfänger ver-
ständlich, erklärt der ehemalige Schach-
weltmeister diese Spiele. Jedes Bändchen
ist leicht kartoniert.

NEUE ROMANE

Dina und der kleine Herzog. Von
Paul Oskar Höcker. Als Gesell-
schaftsschilderung und Kriminalroman gleich
spannend. Geheftet 3 RM, Ganzln. 4,80 RM.

Die um Bismarck. Von Rudolph
Stratz. Der Versuch einflussreicher Hof-
kreise, den Kanzler durch Intrigen zu stürzen.
Geh. 3,20 RM, Ganzln. 5 RM, Halbled. 7 RM.



Wie mache ich meinen Mann glücklich?

Von Elsa Herzog. Ein Buch
vom geschmackvollen Haushalt, das
jeder Frau bei allen Gelegenheiten raten
und helfen kann. Mit 30 Zeichnun-
gen von Erika Plehn. Kartoniert
3,15 RM. Ganzleinen 4,50 RM.

ILLUSTRIERTE FILMBÜCHER

Über 40 Bilder. Kart. je 1 RM.
Willy Fritsch, Lilian Harvey,
Harry Liedtke, Hans Albers,
Renate Müller, Gustav Fröhlich,
Käthe v. Nagy, Lil Dagover,
Marlene Dietrich, Lucie Englisch,
Greta Garbo, Fritz Kampers.



IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN ZU HABEN!

VERLAG SCHERL · BERLIN SW 68

Frauen beurteilen Sie



nach Ihrer äußeren Erscheinung, nach Ihrer Gesundheit, nach Ihrer körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit. Von jeher hat sich die Frau für kraftvolle, mutige und tapfere Persönlichkeiten entschieden, für den Mann mit männlichen Eigenschaften, für den energievollen, zielbewußten Tatmenschen. Instinktiv erkennen Frauen die Qualitäten eines Mannes meist schon auf den ersten Blick.

Wenn Sie jedoch kränklich und schwächlich sind, nervös und ohne Ausdauer, unsicher und unentschlossen, energielos und ohne Ehrgeiz, wenn Sie an sexueller Schwäche leiden, dann kann eine Frau Sie nicht als einen vollwertigen Mann einschätzen. Dann bleiben Ihnen Lebensfreude und Erfolg versagt. Aber es liegt in Ihrer Macht, diesen Zustand zu ändern. • Durch

STRONGFORTISMUS

die berühmte individuelle Methode

können Sie alle die Mängel, Schwächen und Beschwerden, die Ihnen bisher hinderlich waren, die Folgen jugendlicher Fehler, auf natürlichem Wege ohne Medizin und Apparate überwinden. Sie können widerstandsfähige Gesundheit, imponierende männliche Kraft, Gewandtheit und Ausdauer erlangen. • Strongforts interessantes, reich illustriertes

kostenfreies Buch

„LEBENS-ENERGIE durch STRONGFORTISMUS“

wird Ihnen Geheimnisse des menschlichen Körpers offenbaren. Es erklärt Ihnen, wie Sie mit dem Aufbau Ihrer körperlichen Kraft und Leistungsfähigkeit Ihre Nervenkraft und Willensstärke, Ihre geistige Spannkraft, Ihre Fähigkeiten und Talente entwickeln können. • Verlangen Sie noch heute — ohne Verbindlichkeit für Sie — Ihr **kostenfreies** Exemplar dieses Buches durch Einsendung des Gutscheines oder Ihrer Adresse. Wenn Sie erfolgshindernde Beschwerden angeben, wird Ihnen kostenlos individueller, vertraulicher Rat zugehen.



STRONGFORT, das Ideal männlicher Vollkommenheit

STRONGFORT-INSTITUT
BERLIN-WILMERSDORF, Dept. 814

Gratis-Bezugsschein

STRONGFORT-INSTITUT, Berlin-Wilmersdorf, Dept. 814

Bitte, senden Sie mir **kostenfrei** und **unverbindlich** 1 Exemplar Ihres Buches „Lebens-Energie“. Die mich speziell interessierenden Fragen habe ich mit X bezeichnet.

- | | | |
|---|---|--|
| <input type="checkbox"/> Nervenschwäche | <input type="checkbox"/> Verdauungsstörungen | <input type="checkbox"/> Sexuelle Schwäche |
| <input type="checkbox"/> Katarrh | <input type="checkbox"/> Korpulenz | <input type="checkbox"/> Größere Kraft |
| <input type="checkbox"/> Verstopfung | <input type="checkbox"/> Rheumatismus | <input type="checkbox"/> Willenskraft |
| <input type="checkbox"/> Magerkeit | <input type="checkbox"/> Schlechte Gewohnheiten | <input type="checkbox"/> Seelische Hemmungen |

(Deutliche Schrift)

Name:

Beruf: Alter:

Ort und Straße:

Na, und was ich Schönes mitgebracht habe:

UNSER DEZEMBER-PROGRAMM

	SIE WERDEN LACHEN, wenn Sie den Abschiedsbrief eines motorisierten Mädchens lesen werden	Seite 836
	Wissen Sie übrigens, daß letzthin eine Protestversammlung der Hosenmatz-Innung stattfand, bei der der Hauptredner Schnuller über das Thema: „Das Familienalbum und wir“ plärrte. Als warnendes Beispiel führte er dabei eine Sammlung Baby-Photos vor. Zum Abschluß der Kundgebung wurden die bekanntesten Kinderlieder abgesungen, die ein Lichtbildvortrag mit neuzeitlichen Karikaturen illustrierte. Über diese Kundgebung lachen Sie acht Seiten lang	848
	Sind Sie schon mal eifersüchtig gewesen? Ja? Wenn Sie es mal wieder sein sollten, so empfehlen wir Ihnen, um Ihr Mädchen so zu werben wie hier unsere Zwei um eine Witwe	866
	Und dann noch ein Hauptspaß: Besuchen Sie mal Einbrecher zu Weihnachten	889
EIN WENIG	SENTIMENTAL werden Sie, wenn Sie lesen, wie Herr Feuerbach mit einer großen Sängerin zum erstenmal allein war und doch nicht	856
	Falls Sie schon zu abgeklärt sind — die Siebzehnjährigen werden auch bei Ihnen Sehnsucht nach diesen schönen Jahren erwecken	870
	Bei Sonnenuntergang auf Insel III können Sie eine kleine Liebeszene belauschen	882
	Man sagt, die Menschen sind schlecht, aber sehen Sie, unsere arme kleine Betty fand doch ein gutes Herz	880
FÜR STÄRKERE NERVEN	ist die nicht alltägliche Geschichte: Und näher kam der Tunnel	838
	Und nun hören Sie den Bericht von dem letzten Wunsch eines Seefahrers, ein Seemannsgrab zu finden	860
	Chikago hat Nerven: Es lacht über einen Bandenführer	888
INTERESSANT IST AUCH,	daß es Menschen gibt, denen die Flucht vor der Liebe mehr wert ist, als Verheiratetsein	842
	Und wenn ein treuer Beamter stolpert	872
	Zum Schluß lesen Sie noch, wie ein Mann selbst nicht für eine Million ein kümmerliches Dasein aufgibt	876
	Wollen wir noch ein wenig Rätsel raten?	891
	Oder mal die Handschrift deuten lassen?	896

Auf dem Titelblatt die junge Filmschauspielerin Olivia Fried Phot. Binder

Photos: Scherl, Ufa, Paramount, Metro-Goldwyn-Mayer, Handtke

WIR WÜNSCHEN IHNEN RECHT GUTE UNTERHALTUNG





Weihnachten — „das Fest unserer lieben Kleinen“ — naht

Zeichnung von Rechenberg

EIN ABSCHIEDSBRIEF

Das war das Vorspiel: Ihre Freundin hat chauffieren gelernt, deswegen mußte sie natürlich auch chauffieren lernen. Der Mann wollte nichts davon wissen, aber sie war eine Frau. Sein Vermögen ging auf ihre Polizeistrafen drauf, knapp vor seinem Ruin hat er ihr die Sache endgültig verboten. Eines trüben Tages kommt er nach Hause und findet folgenden Brief vor:

Fritzchen!

Wenn du diese Zeilen liest, liege ich gerade im 100-Kilometer-Tempo in einer Kurve und in den Armen eines richtigen Mannes! (Verzeih!) Schuld bist nur Du. Ich wasche meine Hände in Benzin! Ich konnte nicht mehr an der Seite so einer Verkehrsstörung, wie Du bist, leben. Ich habe einen Chauffeur kennengelernt, einen Mann mit 1000 PS, mit Nerven aus Edelstahl, einen Mann, der nie leer läuft. Seine Augen leuchten wie zwei Bosch-Lichter, und er hat mich im ersten Augenblick sozusagen abgeblendet. Mein Herz schlug wie ein Viertaktmotor. Das wirst Du aber nie verstehen. Das muß man fühlen! Seine vom Staub graue Haut riecht nach bestem deutschem Öl, und denk Dir, er ist Rennfahrer. Keine Polizeistrafe ist ihm hoch genug, kein Wagen zu schade! Unsere Ehe, Fritz, war, das erkenne ich heute, ein Fehler in der Zündung. Du hast meine Liebe zu Dir selbst gedrosselt, und ein Mann mit einem Zylinder konnte mir mit der Zeit nicht mehr genügen. Unser beider Gemisch war falsch zusammengesetzt. Dadurch wurde die Brennstoffzuleitung zu meinem Herzen einerseits verstopft, andererseits undicht. Für eine Frau von heute hast Du zu wenig Hub. Dein Temperament läuft mit der ersten anstatt mit der dritten Geschwindigkeit. Du springst wohl an, aber Du kommst nicht auf Touren! Dein Temperament hatte eben den Kabelanschluß bei mir nicht gefunden! Ist es ein Wunder, wenn ich Dich nun leer laufen lasse? Das Bremsseil meiner Hemmungen ist eben gerissen! Hättest Du

die Federn nicht zu stark gespannt, so wären meine Gefühlslamellen nicht verbogen! So wurde ich immer kühler und kühler! Du hast mir gegenüber ein ganz falsches Anlaßsystem angewendet. Seit Wochen fühle ich das schon im Unterdruckbewußtsein! Du warst mir ein Nagel im Reifen! Als Du mir vor einem Jahr den Kolbenring an den Finger stecktest, dachte ich wohl nicht daran, daß er sich so schnell abnutzen würde! Eine Zeitlang hatte ich schrecklich unter diesen Kompressionen zu leiden, und gerade da lernte ich meinen Chauffeur kennen. Eigentlich ist er ein Herrenfahrer, ich bin die erste Frau, wie er sagt! Mit seinen glühenden Blicken hat er den Motor meiner Sinne überhitzt. Mir wurde heiß und heißer, etwas begann zu klopfen. Es war mein Herz! Da nützte keine Wasserkühlung, das war keine Fehlzündung, das war die wahre Liebe! Im Scheine einer Zündkerze auf seinem Benzintank sitzend, gestand er mir seine in unaufhaltsamem Tempo rasende Liebe! Dabei spielte er auf seinem Signalhorn so schön, daß selbst die Verkehrsschutzleute Tränen in den Augen bekamen. Was sollte ich schwaches Weib machen? Ich war in einer Batterieklemme, aber sein Magnet zog mich mit aller Kraft an! Kurzgeschlossen warf ich mich in seine Arme! Dort bin ich also jetzt, Fritz! Ich verzeih Dir alles, was Du mir angetan hast, und fahre Dir nichts nach. Die Angelegenheit unserer Scheidung habe ich meinem Anwalt Kesselstein übergeben.

Vergiß nicht ganz

Deine Dolly.



„... im 100-Km.-Tempo liege
ich gerade in einer Kurve.“
(Aus Dollys Abschiedsbrief)

In einem Eisenbahnabteil sitzen zwei Männer. Ein Mädchenphoto fällt zu Boden. — „Wer ist das?“ — „Das ist meine Freundin!“ — „Aber das ist doch...“ Und da kam der Tunnel — —

Und näher kam der Tunnel...

Von Egon Eis

Zeichnung von Heinz Raebiger



Blitzschnell stellte Pannewitz seinen Fuß auf das Bild. Kein Irrtum, es war seine Frau ... und zugleich die Geliebte dieser Kupeebekanntschaft ...?

Ganz Europa suchte ein Ehepaar, das die üble Gewohnheit besaß, des Nachts Juwellerläden zu besuchen. Sie pflegten keine Fingerabdrücke zu hinterlassen, sondern leere Kassen und tote Wächter.

„Ich weiß, Sie sind ein fähiger Kopf“, sagte der Chef der Kriminalpolizei zu dem Mann, der vor ihm stand, „aber der Fall, den ich Ihnen übertrage, ist nicht leicht. Wir sind endlich der Frau Tim Mitzlaffs, den man auch Messer-Tim nennt, auf die Spur gekommen. Wir haben ihre Wohnung aufgespürt und genug Beweise gefunden, die schöne Frau Nora und ihren Herrn Gemahl auf jene Bank zu bringen, auf die man sich mit Kopfschmerzen niederlegt und die man ohne Kopfschmerzen verläßt. Aber von einer Verhaftung Noras haben wir bisher abgesehen, denn es gilt, noch ihren Mann zu fangen. Doch dieser besitzt wohl die Fähigkeit,

sich unsichtbar zu machen. Halten Sie Ihre Augen offen, mein Freund, denn wenn es Ihnen gelingt, Messer-Tim zu fassen, verspreche ich Ihnen, daß Sie avancieren werden.“

Bernt Pannewitz

verstaute seine beiden Koffer im Gepäcknetz und ließ sich, froh, einen leeren Platz gefunden zu haben, in den Fauteuil des D-Zugwagens fallen. Er holte aus seiner Tabatiere eine Zigarette und bat sein Gegenüber um Feuer.

Es gehört zu den interessantesten Kapiteln der Psychologie, daß Menschen, die auch nur eine kleine Strecke gemeinsam in einem Kupee zurücklegen, meist mehr voneinander wissen als Menschen, die jahrelang zusammen wohnen.

So war auch Bernt Pannewitz, nachdem er den Herrn um Feuer gebeten hatte, bald in eine Konversation mit ihm geraten. Der Fremde hatte sich als Reginald Dropert vorgestellt, und bald hatte es sich gezeigt, daß sie eigentlich Berufskollegen waren. Beide bereisten im Auftrag großer Firmen Europa. „Wie lange waren Sie diesmal auf der Tour?“ fragte Pannewitz.

„Zwei Monate“, antwortete Dropert, „und ich freue mich schon, endlich nach Hause zu kommen. Ich bin zwar Gott sei Dank Junggeselle, habe aber eine reizende kleine Freundin. Ihr letzter Brief klang so verzweifelt, daß ich schon ihretwegen zurückfahren mußte.“

„So ein Junggesellenleben muß ganz hübsch sein“, entgegnete Bernt. „Ich ziehe aber trotzdem das Eheleben vor. Wenn man wochenlang von zu Hause fort war, sehnt man sich gewaltig

nach seiner Gattin. Ja, auch ich bin schon eine Ewigkeit auf Reisen. Ach was, in zwei Stunden halte ich bereits mein Darling in den Armen.“

„In zwei Stunden — da täuschen Sie sich. Vor 8 Uhr sind wir nicht in München.“

„Aber Herr Dropert, ich fahre die Strecke nicht zum erstenmal. Glauben Sie mir, wir sind höchstens zweieinhalb Stunden von München entfernt.“

„Wozu streiten?“ fragte Dropert. „Ich habe einen Fahrplan bei mir, da können Sie sich selbst überzeugen. Reginald Dropert griff in die Tasche und zog das Kursbuch heraus. Dabei schleuderte er ein Bild heraus, das zu Boden fiel.“

„Herr Dropert — Sie haben...“ Plötzlich verstummte Bernt Pannewitz. Denn er hatte sich ein wenig gebückt und voll Schreck erkannt, daß diese Photographie seine Frau

vorstellte. Zu seinem Geburtstag hatte sie ihn mit diesem Halbakt überrascht.

Blitzschnell stellte er seinen Fuß auf das Bild. Er suchte nach irgendeinem Ausweg, der das Ganze harmlos erklären könnte. Vergeblich — es gab keine Möglichkeit, daß das Bild eine Frau vorstellte, die bloß zufällig eine frappante Ähnlichkeit mit seiner Gattin aufwies. Nein, es war leider die unumstößliche Wahrheit, daß sie die Geliebte dieses Mannes war; dieses Mannes, der einer Kupeebekanntschaft skrupellos seine erotischen Geheimnisse preisgab.

„Sie haben unrecht . . .“, sagte Dropert.

„Unrecht?“ fragte Bernt, „wie denn wollen Sie mir erklären . . .“

„Wie ich es Ihnen erklären will? Da, sehen Sie selbst. Der Zug ist um 7 Uhr 41 in München, und jetzt ist es 4 Uhr 40. Um 5 Uhr sind wir in . . .“

Bernt hörte nicht, was Dropert sprach. Welt, wie bist du klein, fieberte er. Dieser Mann, der ihm seine Frau gestohlen hatte, saß ihm gegenüber und hatte sich selbst verraten. Dieser Mensch, dieser Niemand, dieser Großsprecher, der wagte es, Pannewitz' Frau als seine kleine Freundin zu titulieren . . .

Bernt war sich im klaren. Der Mann mußte sterben. Wut und Eifersucht und Haß hatten Pannewitz' Sinne verwirrt; trotzdem überdachte er haarscharf, wie er es anstellen könnte, den Mordverdacht von sich zu lenken.

Seiner Berechnung nach mußte der Zug binnen 10 Minuten den Tunnel passieren. Und wenn es dunkel geworden war, wollte er sich seines Messers bedienen, wollte die Kupeetür aufreißen und . . . Bernt Pannewitz könnte wohl nur schwer verdächtigt werden, da doch der Stoß von der linken Seite ausgeführt wurde und der Mörder allem Anschein nach vom Korridor gekommen sein mußte.

„Ich muß Ihnen meine Freundin vorstellen“, grinste Dropert, „vielleicht erwartet sie mich am Bahnhof. Sie werden staunen, wie hübsch sie ist.“

„Ich sehe, daß sie schön ist“, knirschte Pannewitz, stellte den Fuß zur Seite und wies auf das Bild am Boden.

„Oh, ich habe ihre Photographie verloren“, lächelte Dropert. „Eigentlich nichts für fremde Augen, nicht?“

Bernt Pannewitz warf einen Blick auf die vorüberrasende Landschaft. Ein Bahnwärterhaus flitzte vorbei, er kannte es genau. Sie waren nur mehr eine Minute vom Tunnel entfernt.

„Ich an Ihrer Stelle“, zischte Bernt, „hätte dieses Bild vorsichtiger verwahrt.“

Der Rauch strich an dem Fenster vorbei. Die Lokomotive des langen Zuges mußte bereits in den Tunnel eingefahren sein.

Reginald Dropert bückte sich, um das Bild aufzuheben. „Fabelhaft gebaut ist dieses Frauenzimmer“, schmatzte er genießerisch. Da wurde es finster.

Und schon tastete Bernt Pannewitz im Dunkeln nach dem Messer.

„Und wie sie küssen kann“, fuhr Dropert schmunzelnd fort.

Bernt Pannewitz riß die Kupeetür auf.

„Kann man die Tür nicht schließen?“ fragte Dropert beiläufig, „ich habe Ohrenschmerzen.“

Bernt Pannewitz schätzte nochmals den Abstand zwischen sich und der Weste seines Feindes.

„Wann ist mir das Bild aus der Tasche gefallen?“ fragte Dropert, „ich habe es gar nicht bemerkt.“

Bernt Pannewitz holte zum Schlag aus.

„Sie ist nicht nur schön und lieb“, schwelgte Dropert, „sondern auch eine hingebungsvolle Geliebte.“

Bernt Pannewitz' Hand schnellte vor. Die Stahlklinge stieß mit einem leisen Geräusch gegen einen weichen Widerstand und bohrte sich in ihn fest. Aus dem aufgeschlitzten Futter der Rücklehne quollen Sägespäne.

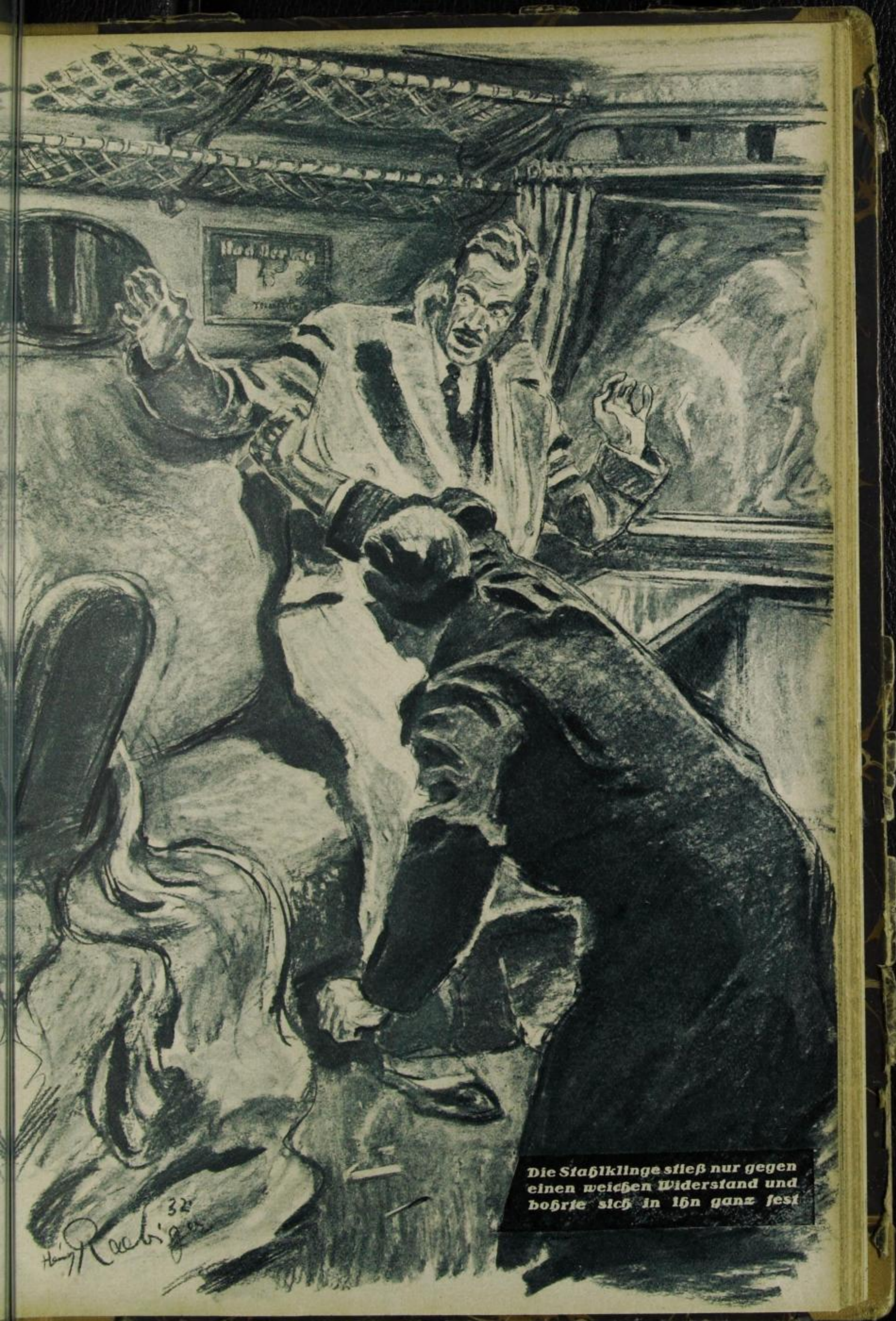
Reginald Dropert war nicht getroffen worden. Er fuhr aus seiner geduckten Stellung auf und umschlang seinen Angreifer so plötzlich, daß Pannewitz das Messer entglitt.

„Es tut nicht gut, wenn ein Verbrecher eine Frau hat, die er liebt“, sagte Dropert salbungsvoll und legte seinem Kupeegegnossen geschickt Handschellen an. „Einen Bart kann sich jeder wachsen lassen, und falsche Pässe können viele kaufen. Aber mit Nora Mitzlaff ist nur ein Mann verheiratet, und den habe ich gesucht und gefunden. Der Trick mit dem Bild Ihrer Frau war gut von mir ausgeklügelt, und Sie sind mir in die Falle gegangen. Sie sind Tim Mitzlaff, und ich habe es bewiesen. Ich habe den Mann gefaßt, den ganz Europa zu fangen versucht hat.“

Die ersten Waggons des Zuges hatten den Tunnel bereits verlassen, und im Schein der zaghaft einfallenden Lichtstrahlen erblickte Tim Mitzlaff hinter dem verschobenen Rockaufschlag des Herrn Dropert eine Messingmarke, auf der „Kriminal-Inspektor“ stand.

„Möge die Pest Sie fressen, Inspektor Dropert“, wütete der Gefesselte.

„Kommissar Dropert“, verbesserte Reggie freundlich. „Man hat mir nämlich versprochen, daß ich avancieren werde, wenn es mir gelingt, Messer-Tim zu fassen.“



Was der Krieg
32
Trotzdem

Die Stahlklinge stieß nur gegen
einen weichen Widerstand und
bohrte sich in ihn ganz fest

Hans Raab
32

Bei unserem Preisausschreiben „Liebe“ zeichneten wir diese Novelle mit dem 1. Preis von 100 RM aus. Sie ist keine alltägliche Liebesgeschichte, vielmehr deshalb irgendwie einzigartig und originell, weil hier zwei Menschen sich so liebhaben, daß sie sich ihr Leben lang ausweichen. Der Verfasser dieser Geschichte ist Alexander von Keller, Wien, Bechardgasse 4. — An dieser Stelle danken wir allen, die sich an diesem Preisausschreiben beteiligt haben, für ihr Interesse, das sie damit unserer Zeitschrift bewiesen haben

Auf der Flucht

Vor Jahren —

ich weiß nicht mehr, wann es war — stand ich mit dem Kapitän Clairboux von der „Marie-Therese“ im Freihafen von Triest, als eine Frauenstimme hinter uns klar und deutlich sagte: „Meine Liebe — es lohnt sich wirklich nicht zu leiden. Man muß sein Leben auf eine gute und einfache Formel bringen, daß man genügend Raum hat, glücklich zu sein . . . voilà tout.“

Wir wandten uns etwas erstaunt um und sahen eine noch junge Frau — sie mochte höchstens fünfundzwanzig Jahre alt sein — im Gespräch mit einer älteren, die sich etwas schwerfällig auf einen friderizianischen Krückstock stützte. Beide Frauen standen in der Abendsonne, die mit ihren schrägen Strahlen alles in Rot tauchte, und das Bild wirkte gut. Die lichten Haare der Jüngeren umgaben ein süßes Gesicht, aus dem zwei blaue Augen neugierig die Riesen der Cunard-Line musterten, die im Freihafen vor Anker lagen. Sie hatte — wir sahen ihr nach, als sie ging — wunderbare Bewegungen, nur stieß sie manchmal den Kopf vor — was eher eigenartig als unangenehm wirkte.

„Wie ein mutwilliger Bock“, meinte Clairboux nachdenklich.

Am nächsten Tag wurde ich ihr in einer Gesellschaft vorgestellt — sie war eine Lady Virginia Manners aus irgendeinem kleinen englischen Küstenort, dessen Name mir entfallen ist — eine sehr anziehende Frau.

Später erzählte mir dann Madame Clairboux — eine Frau, die von ihren letzten Erkenntnissen lebte — die Geschichte Virginia Manners’.

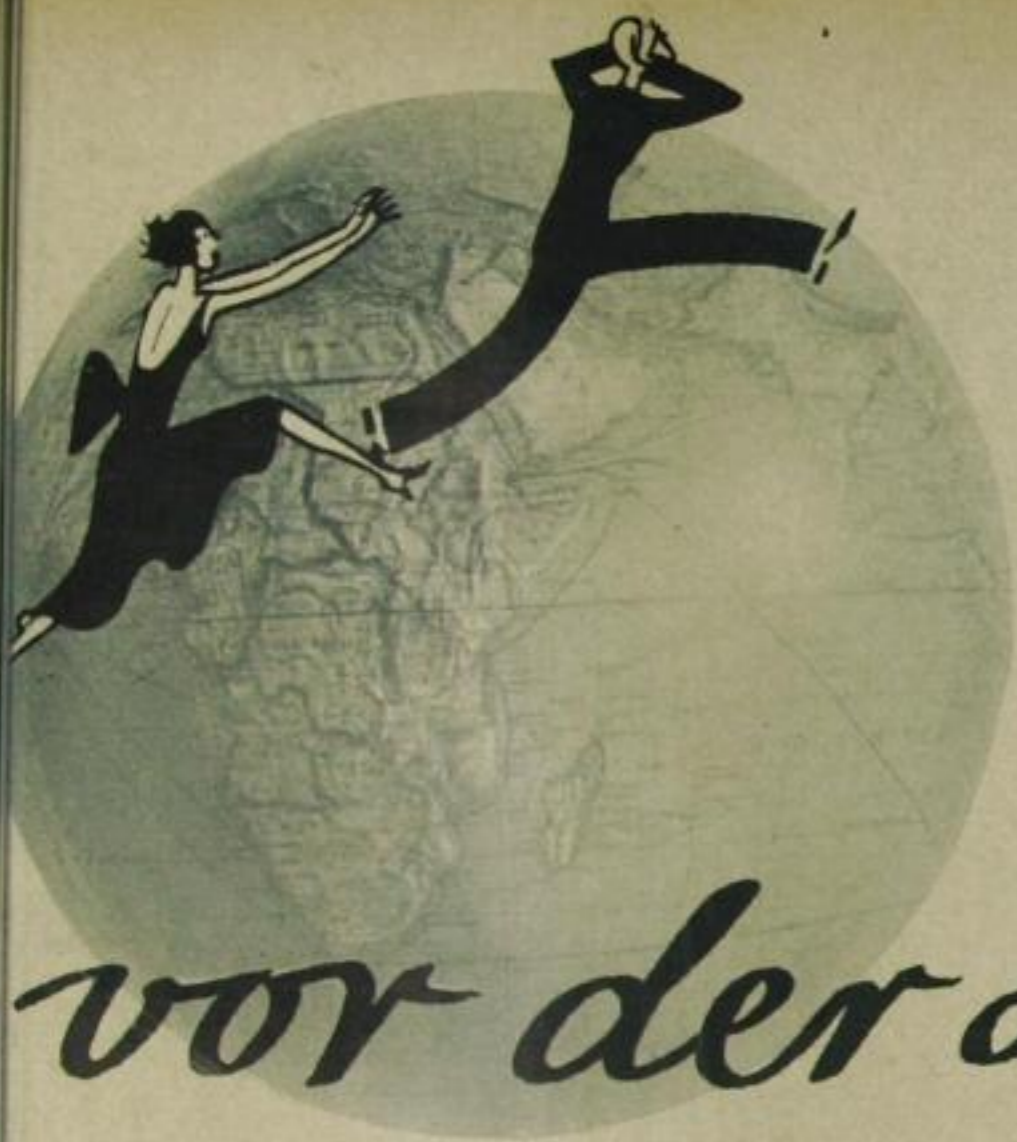
Die Manners

sagte sie, leben irgendwo im Süden Englands — wenn ich den Namen aussprechen könnte, würde ich ihn Ihnen sagen, aber wie kann man einen Namen aussprechen, der sieben L und acht Y hat? Virginias Mutter — wie soll ich sagen — ist eine starke Frau, die ihr Leben mit dem Besuch von Gemälde-, Hunde-, Katzen- und Blumenausstellungen ausfüllt. . . ., manchmal stürzt sie sich auch mit einer nahezu fanatischen Gier in die Gesellschaft — sie behauptet, um ihren Tribut der Gesellschaft zu entrichten.

Virginia war nun — Madame Clairboux versicherte es — das Gegenteil ihrer Mutter. Mit neunzehn heiratete sie einen Offizier, Douglas Manners — einen schönen Mann —, lebte mit ihm ein Jahr auf einem Besitz, kehrte nach London zurück, machte die Saison mit und benahm sich im übrigen so wie jede junge Frau ihres Standes und ihres Alters.

„Eine gute Ehe?“ fragte ich.

Madame nickte. „Eine geradezu wunderbare — eine viel zu gute, wie man in Paris sagt. Ich war zweimal bei den Leuten — sie war so verliebt wie ein kleines Tier in seinen Wärter . . . einmal — es war geradezu skandalös — vor allen Dienern und Bekannten legte sie ihren Kopf in seine Hand und begann seine Handfläche zu beißen . . . haben Sie schon so etwas erlebt? Dann wieder stand sie in einer Ecke — mit gerungenen Händen — wie ein Betender vor einem widerspenstigen Heiligenbild und schaute ihrem Mann nach, der mit irgendeiner dieser schrecklichen, langbeinigen und sommersprossigen Engländerinnen flirtete . . .“



Zeichnungen:

Wywiorski

vor der Liebe

Ich sagte ihr: „Sie verwöhnen Ihren Mann — wenn man Männer zu gut behandelt, werden sie übermütig.“

Sie lachte: „Was soll ich tun — kann ich über meinen eigenen Schatten springen?“ Das ist so eine unglückliche schottische Redensart und soll wohl bedeuten, daß man nichts gegen seine Gefühle tun kann . . . dabei machte sie ein süßes, bettelndes Gesicht, und ihre vollen Lippen waren halb geöffnet. „Wissen Sie“, Madame Clairboux beugte sich vertraulich näher, „solche Lippen haben eigene Wünsche, und Frauen mit solchen Lippen gehen eigene Wege . . .“

„Und — ist sie eigene Wege gegangen?“ fragte ich neugierig.

Madame Clairboux winkte mit ihrer schönen Hand ab: „Nein — sie nicht, aber ihr Mann . . . und jetzt sucht sie ihn in der ganzen Welt . . .“

Ein Jahr später sah Major Weidenhaus die junge Frau in Hongkong, und sie fiel ihm auf, denn Hongkong ist die Stadt der gemaltesten Gesichter. „Sie war wie eine Blume“, sagte er in seiner etwas übertriebenen Art. „Die weißen Frauen sind in Hongkong nicht so zahlreich und die Farbigen unverschämt. Sie kommen mit wogenden Mänteln und wiegenden Hüften in alle Lokale, erheben ein schreckliches Geschrei und fühlen sich ewig beleidigt und zurückgesetzt — dabei haben sie eine unglaubliche Routine im Entblößen ihrer Schulter und Rücken . . . und in einem solchen Lokal — es gibt deren in Hongkong nur drei, war Lady Manners Anstandsdame. Sie mußte es natür-

lich nicht sein — denn sie war vermögend — aber jemand hatte ihr gesagt, ihr Mann sei in China gesehen worden und käme jeden Monat einmal in dieses Lokal. Verstehen Sie? Um ihn zu sehen und zu sprechen, stand sie in ihrem Flitterkleid in einer Nische, starrte auf den Eingang und wartete und duldete es ruhig, daß ihr dicke Holländer und dürre Engländer den Hof machten und ihre Ohren mit zwei-deutigen Späßen füllten . . .

Welche Liebe — eine Frau aus dem Herzen Europas unter diesen Frauen, deren Augenwimpern so schwer von Tusche waren, daß sie immer verschlafen aussahen, während sich in ihrem nackten, bronzefarbenen Rücken das Licht spiegelte . . .“

„Und — hat sie ihren Mann gefunden?“

Weidenhaus schüttelte den Kopf. „Nein — irgend jemand sprach über die Frau, und es sprach sich weiter, und Manners hörte davon. Natürlich wußte er sofort, daß es seine Frau wäre, und reiste Hals über Kopf nach Amerika.“

„Warum zum Teufel ist er denn dieser Frau durchgegangen?“ fragten wir entrüstet. Männer sind immer entrüstet, wenn es sich um fremde Männer handelt.

„Das weiß nur Gott und dieses merkwürdige Paar“, murmelte der Major und empfahl sich.

Wieder ein Jahr später fuhr Lady Manners — sie war damals bereits achtundzwanzig, aber so schön wie der indianische Sommer, und so begehrenswert wie eine Quelle in der Wüste — kreuz und quer durch Amerika. Sie war ein wenig farblos geworden in der steten Hast, die



In solch einem zweideutigen Lokal in Hongkong war Lady Manners Anstandsdame

sie ruhelos vorwärtstrieb — von Vancouver nach El Paso und von Philadelphia nach San Francisco. Sie war nach einem Jahr so bekannt wie der Präsident der Vereinigten Staaten, und wenn sie irgendwo an einer kleinen Station in den Zug stieg, lächelten die Negerschaffner und sagten: „Die Lady, die ihren Mann sucht . . .“

Niemand hätte es für möglich gehalten, daß diese von Menschen umworbene und verwöhnte Frau — das einfachste und nüchternste Geschöpf der Welt geworden war, das nur Interesse an Fahrplänen hatte und fanatisch ergeben war gegenüber dem Unerreichbaren. Auf ihrer Jagd durch die heißen Gebiete des Südens magerte sie ab, bis schließlich ihr Profil wie in die Luft gehaucht aussah — noch immer aber jene kindliche Empfindungsfähigkeit aufwies, die Männer verrückt machen kann.

Um diese Zeit erfuhr sie, daß ihr Mann in Mexiko gesehen worden war — sie erfuhr es um Mitternacht auf einer verlassenen Farm — stand unverzüglich auf, ritt sieben Stunden, ließ den Santa-Fé-Express aufhalten und fuhr in einem Tempo bis Mexiko City. Gerade als sie — etwas ermüdet — aus dem Zug stieg, setzte sich am Nachbargleis ein zweiter Zug

in Bewegung — er trug die Inschrift: Mexico City—Tampico, und aus dem offenen Fenster lehnte — Manners.

Er beugte sich weit heraus — seine Haare flatterten im Wind, und seine Augen schauten verzehrend auf seine Frau; dabei winkte er ununterbrochen und warf ihr Küsse zu — wie ein verliebter Junge . . . und hier — mitten unter diesen dunkelhäutigen, schwatzenden und interesselosen Menschen verlor Lady Manners zum erstenmal ihre Ruhe: sie riß voll Verzweiflung die Kappe vom Kopf und krampfte die Finger in die glatten, etwas feuchten Strähnen, als wollte sie sich selbst an den Haaren aus dieser entsetzlichen Lage ziehen . . . dann fiel sie wie leblos um und wurde — nach einer halben Stunde, in der siebenhundert Mexikaner neben ihr kauerten und über ihre Krankheit haltlose Vermutungen anstellten — ins deutsche Hospital getragen.

Das war im Jahre 1898, und ich verlor eine Zeitlang die Spur Lady Virginia Manners'. Einige Leute wollten sie wohl in Durban in Südafrika gesehen haben — einer sogar auf der Insel Madagaskar — aber das waren alles haltlose Gerüchte.

Dann tauchte sie unversehens in Delhi auf — an dem Tag, an dem der Vizekönig, mangels anderer Beschäftigung, eine Truppenparade abhielt.

Major Mackenzie untersuchte gerade eingehend den Riemen, mit dem unsere Koffer am Wagen angeschnallt waren — als ein Auto, ein großer klappernder Kasten — herankam und eine Dame, die im Wagen saß, mit ihrem Schirm zu winken begann. Sie wandte sich an uns, zeigte ein ovales, leicht gebräuntes, süßes Gesicht mit ganz wenig emporgezogenen Brauen und begann sofort zu sprechen, wie Menschen, die lange allein gewesen.

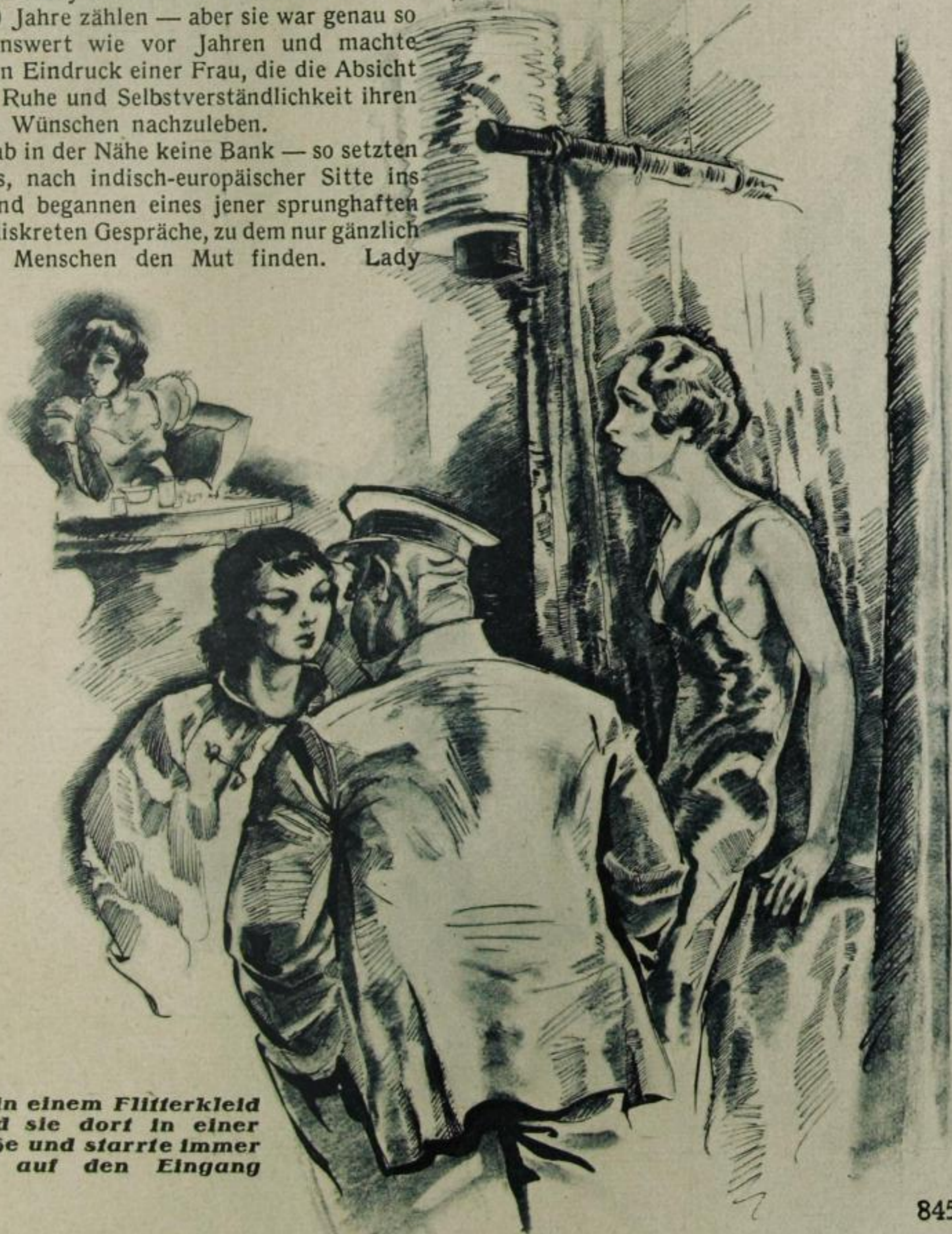
Es war Lady Manners — sie mochte damals etwa 40 Jahre zählen — aber sie war genau so begehrenswert wie vor Jahren und machte ganz den Eindruck einer Frau, die die Absicht hat, in Ruhe und Selbstverständlichkeit ihren eigenen Wünschen nachzuleben.

Es gab in der Nähe keine Bank — so setzten wir uns, nach indisch-europäischer Sitte ins Gras und begannen eines jener sprunghaften und indiskreten Gespräche, zu dem nur gänzlich fremde Menschen den Mut finden. Lady

Manners sprach lebhaft, mit ihrem ganzen, schönen Körper, und jedesmal, wenn sie eine Frage stellte, legte sie ihre Finger auf die braune und behaarte Hand Mackenzies, als müsse sie Kontakt mit ihm suchen.

Manners war tatsächlich vor einer Woche irgendwo im Norden gesehen worden — er war Gast bei den gelben Husaren gewesen — und Lady Manners sprang sofort auf, um weiterzufahren; sie war lebhaft wie eine Frau vor der Hochzeit — keine Spur von Qual in ihrem regelmäßigen Gesicht . . .

„Nun ist alles gut“, sagte sie und lachte. „Das Leben ist doch wirklich schrecklich ein-



. . . in einem Flitterkleid stand sie dort in einer Nische und starrte immer nur auf den Eingang

fach.“ Sie sagte noch eine Menge über ihre Reise und Manners — sie sprach von ihm wie eine glückliche Mutter über ihren wohlgeratenen Sohn, und ihre Worte flossen so wunderbar, wie lauer Regen. Man hatte das Gefühl, neben einem stillen, leise rauschenden Bach zu sitzen, dessen Ufer mit Blumen übersät waren, während der Wind klingend über die Gegend strich . . .

„Eine seltsame Frau“, sagte Mackenzie und sah dem davoneilenden Wagen nach. „Man hat das dumme Gefühl, man müßte sie in die Arme nehmen und herumtragen wie etwas ganz Kostbares.“

Eine Weile

hatte die Flucht Manners' und die Jagd seiner Frau das Tagesgespräch in allen Klubs gebildet — später aber schief es ein — denn wichtigere Dinge traten vor die Rampe des Lebens.

Einmal noch sah ich Lady Manners ganz flüchtig; das war im Jahre 1914 — knapp vor Ausbruch des großen Krieges; sie stand in der zugigen Halle des Bahnhofes in Brindisi und wartete auf den Expresß nach Norden. Sie war braun wie ein Beduinenmädchen am Rande der Wüste und hellere Strähnen durchzogen ihr schönes Haar — ein Zeichen, daß sie aus dem Osten gekommen war. Sie ging mit kurzen Schritten auf und ab — aber ihr Gang hatte sich geändert. Ihre Füße schienen ein wenig hilflos geworden zu sein, und wenn sie ging, war es so flüchtig, als gehörten diese Füße einem Wesen, das gewöhnt ist, sich nur auf ganz ebener Erde fortzubewegen.

Wenige Tage später brach der Krieg aus, und ich verlor Lady Manners wieder aus den Augen. Irgend jemand aus dem deutschen Hauptquartier erzählte wohl, eine Dame dieses Namens wäre unter dem Verdacht der Spionage in Belgien verhaftet worden — aber Genaueres war nicht zu erfahren . . .

Sieben Jahre später wurde ich ihr neuerlich vorgestellt — sie war schon eine etwas bejahrte Frau mit einem kaum sichtbaren, bitteren Zug um den Mund und etwas zu trockenen Händen; aber ihre Stimme war frisch und ihre Augen lebhaft und suchend.

„Es lohnt sich nicht zu leiden“, sagte sie und lachte. „Man muß sein Leben nur auf eine gute und einfache Formel bringen, daß man genügend Platz hat, glücklich zu werden.“

„Das habe ich schon einmal gehört“, sagte ich und sah sie bewundernd an. „In Triest — im Freihafen . . . erinnern Sie sich an Kapitän Clairboux?“

Sie kniff die Lippen zusammen und spannte die Brauen — dann nickte sie. „Richtig — Clairboux . . . der große, dicke Mann mit den roten Händen . . . es ist schwer, sich Namen und Menschen zu merken . . . ich habe in den letzten Jahren mehr als zehntausend Menschen kennengelernt . . .“ Dann sprach sie unvermittelt von ihrem Mann. Sie hatte seit neun Monaten keine Nachricht mehr von ihm — eigentlich über ihn. „Aber man kann ihm vertrauen — glauben Sie, daß eine Frau ohne ihren Mann irgend etwas im Leben anfangen kann?“

Ich wollte sagen: Einem Mann, der vor seiner Frau wie ein Verrückter flieht, ist doch nicht zu trauen — aber ich unterdrückte es . . .

Sie nickte: „Dabei sieht er fast ganz unverändert aus — Männer halten sich länger als Frauen.“

„Wo haben Sie ihn zuletzt gesehen?“

„Manners? Warten Sie . . . in Moskau . . . er ist im Wagen vorbeigefahren, und wir haben uns angesehen, solange es möglich war . . .“

„Und Sie sind mit Ihrer Lage zufrieden?“

„Oh — ganz außerordentlich“, sagte sie, und der alte Glanz trat in ihre Augen.

Im Frühjahr

dieses Jahres traf ich Mackenzie im Hyde-park — unweit der Stelle, die England für die Verrückten aller Länder reserviert hat; ich meine die öffentlichen Redeplätze, deren es auf der ganzen Welt nur zwei gibt. Einen im Herzen der Sahara — in der Oase Sihdi Makh-Nouf — bei einer Quelle, in die gläubige Araber ihre Schmerzen, Sorgen und politischen Ansichten hineinschreien — und einen im



Hyde Park im Herzen von London. Mackenzie war alt geworden — leberleidend wie alle alten indischen Offiziere und weiß.

„Sie haben sich doch gefunden“, sagte er ohne Einleitung und machte ein zufriedenes Gesicht.

„Wer denn?“

„Manners und seine Frau . . . sie hat ihn in Canada erwischt — gerade wie er hinüber wollte — heißt das Zeugs Yukon? . . . in einer Hütte mit zwei Indianern, einem Lappen und sieben Hunden . . . und jetzt sind sie beisammen . . . Er sagte, er wäre ohnehin von selbst in einem Jahr zurückgekommen, aber er hatte nichts dagegen, die Season noch mitzumachen . . . er hat Bilder schrecklich gern und mußte sie so lange entbehren . . .“

„Aber zum Teufel — warum ist er ihr denn davongelaufen?“

Mackenzie hob warnend eine Hand.

„Sie sollen nicht so reden — sie haben sich zu lieb gehabt . . . verstehen Sie das? Leute, die sich so liebhaben, können nicht lange leben, wenn sie beisammen sind — sie zehren sich an ihrer eigenen Liebe auf . . ., um sie zu retten, ist er geflohen . . ., er hat sie so liebgehabt, daß er alles geopfert hat, um sie zu erhalten, und darum mußte er fort . . . aber das werden Sie niemals verstehen . . .“

Es war eine etwas eigenartige Erklärung, aber ich nahm sie wortlos hin.

Wir traten aus dem Park und bogen nach Süden, und als wir die Straße überqueren wollten, kam ein großer, grauer Wagen daher — in ihm

saß Lady Manners — weiß und rosig und neben ihr ein hagerer, schneeweißer Mann mit gekrümmtem Rücken und faltigem Gesicht . . .

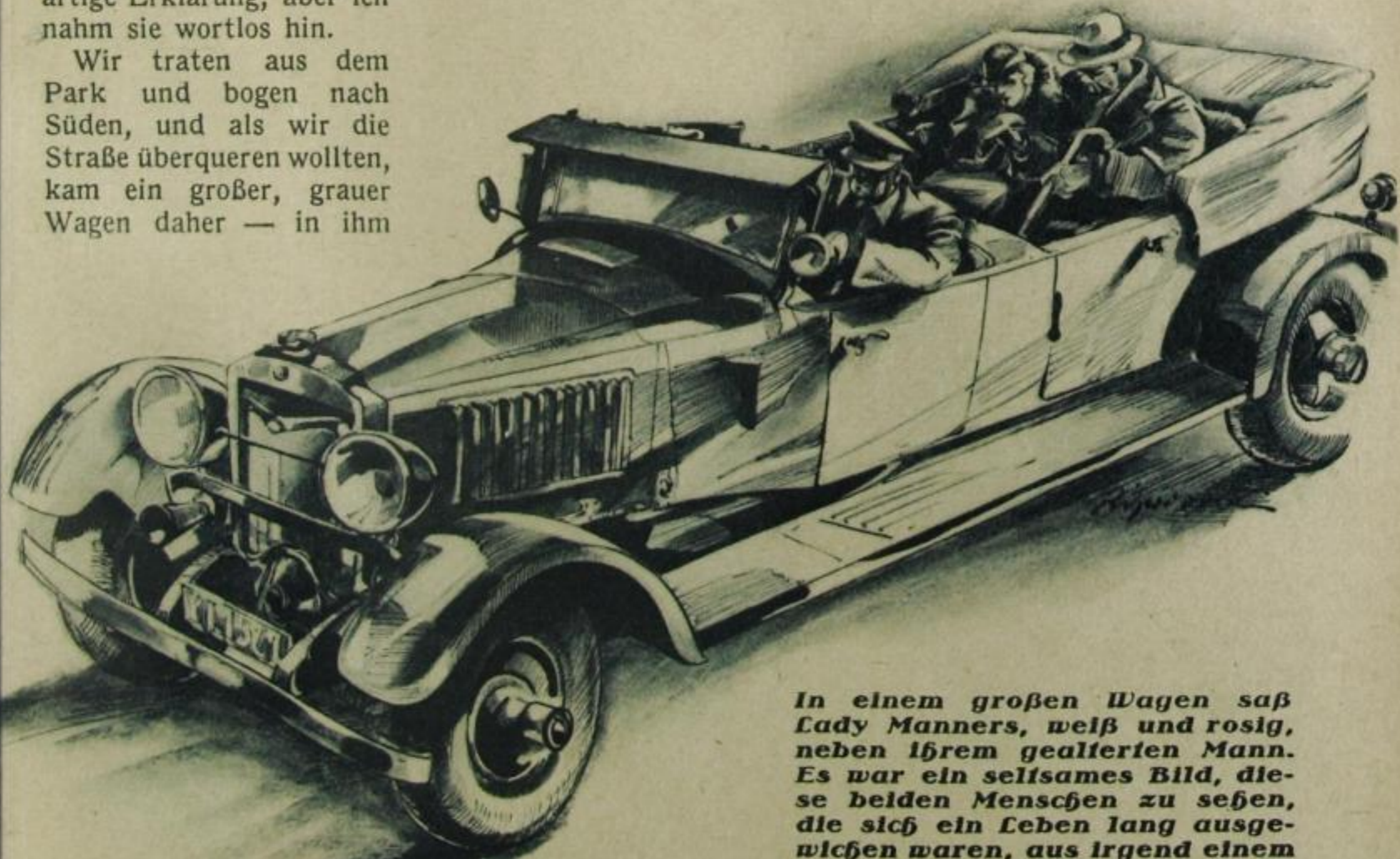
„Sehen Sie . . .“, flüsterte Mackenzie erregt und ergriff meine Hand.

Es war ein seltsames Bild, diese beiden Menschen zu sehen — die sich ein Leben lang ausgewichen waren — aus Furcht . . ., aus irgendeinem dunklen, unerklärlichen Gefühl, das stärker war als Liebe . . ., und während ich sie ansah, empfand ich es als unheimlich, diese seltsamen Menschen zu sehen, so gänzlich isoliert von allen Bindungen des Lebens, eingewoben in eine fremde Gedankenwelt . . .

Der Wagen hielt, denn der Verkehrsschutzmann stand breitbeinig mitten auf der Straße und verhandelte mit einem erregten und wenig höflichen Irländer — und in diesem Augenblick beugte sich die weißhaarige Lady Manners vor, ergriff die Hand ihres Mannes und legte ihren süßen, zarten Kopf in seine Handfläche.

Es war wunderbar und schrecklich zugleich, und wir wandten uns erschüttert ab und begannen über Tarifpolitik zu reden.

Das ist die seltsamste Liebesgeschichte, die ich erlebt habe.



In einem großen Wagen saß Lady Manners, weiß und rosig, neben ihrem gealterten Mann. Es war ein seltsames Bild, diese beiden Menschen zu sehen, die sich ein Leben lang ausgewichen waren, aus irgend einem Gefühl, das stärker war als Liebe

Das **ALBUM** unserer Kleinen

Wie süüüß, entzückend und niedlich sie sind!



Kramten wir doch neulich unser altes Photo-Album hervor und wollten mal sehen, wie wir eigentlich vor . . . zig Jahren aussahen. Gleich das erste Bild war Bubi, nackt und bäuchlings auf dem Bärenfell liegend. Ist es nicht lächerlich, wie man uns als Kinder photographierte, aber ist es nicht gerade so lächerlich, wie man noch heute unsere Kinder photographiert? Clowns macht man aus ihnen und sagt dann noch, wie süüüß sind sie doch!



Das ist Klaus-Melchior im Jahre 1895.
Die Eltern wollten einen Dandy



Ludwika, 6 Jahre, als Braut verkleidet. Heut
ist sie 40 und sieht jünger aus als damals



Röschen als Dame von Welt. Tante
Rosalie fand diese Pose so apart



Schon damals ließ man Blumen sprechen.
Eine graziöse Haltung!



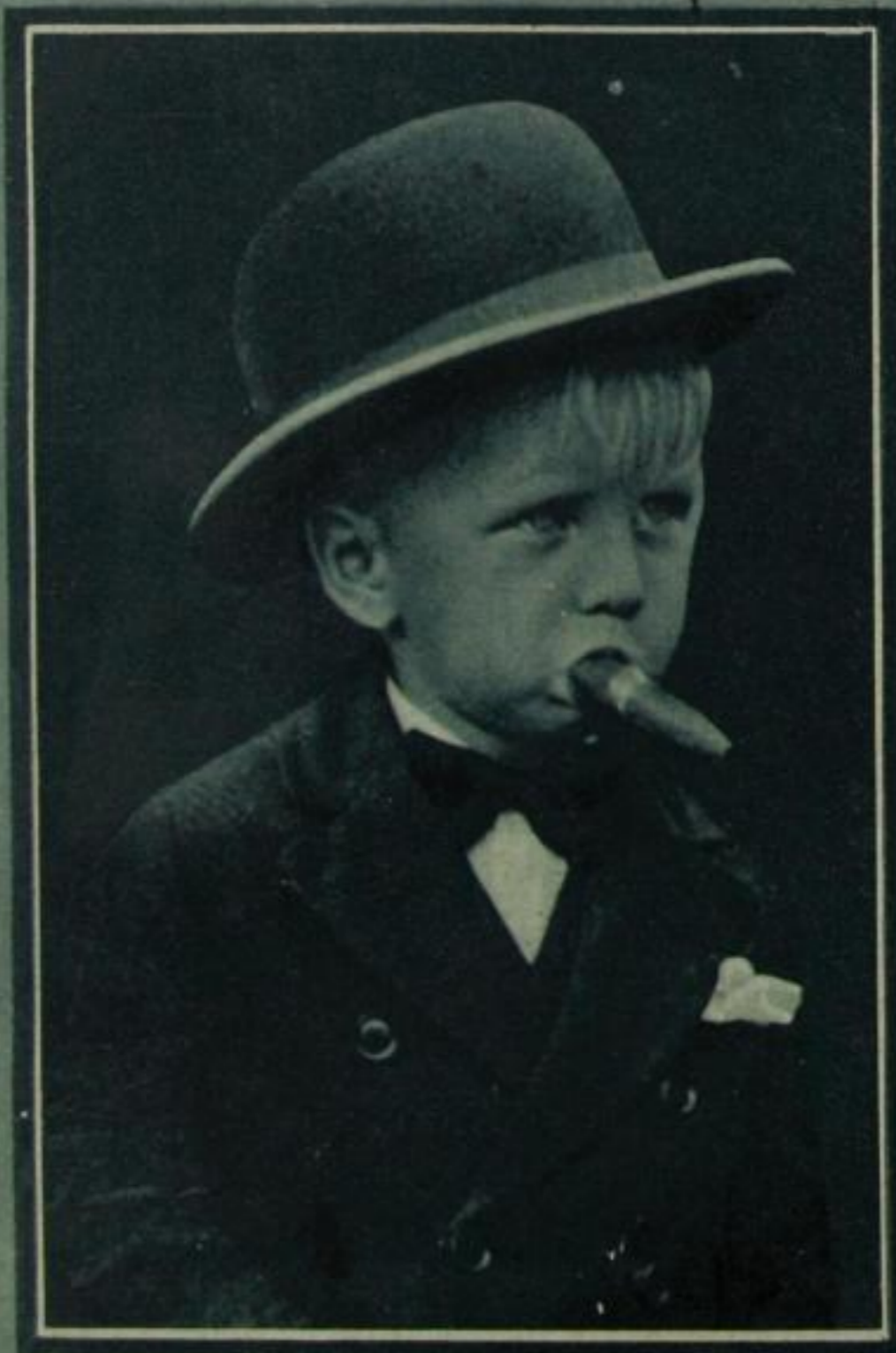
Und das ist Jackie im Jahre 1932. Wie intelligent sieht er doch mit dieser Hornbrille aus!

Unten: Walterchen, der Lebemann. Wenn er auch an der Zigarre fast erstickt, Hauptsache ist, der Junge sieht forsch aus



Und aus dem Baby ward ein Mann, ein Flieger, auf den der Vater stolz ist

Unten: Ein Hosenmatz, der sicher nichts dafür kann, daß Vater boxt



Was sinnig sind Vögel



Guter Mond, du gehst so stille ...

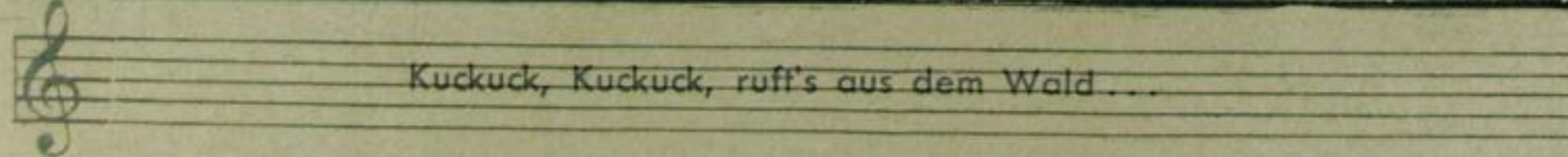
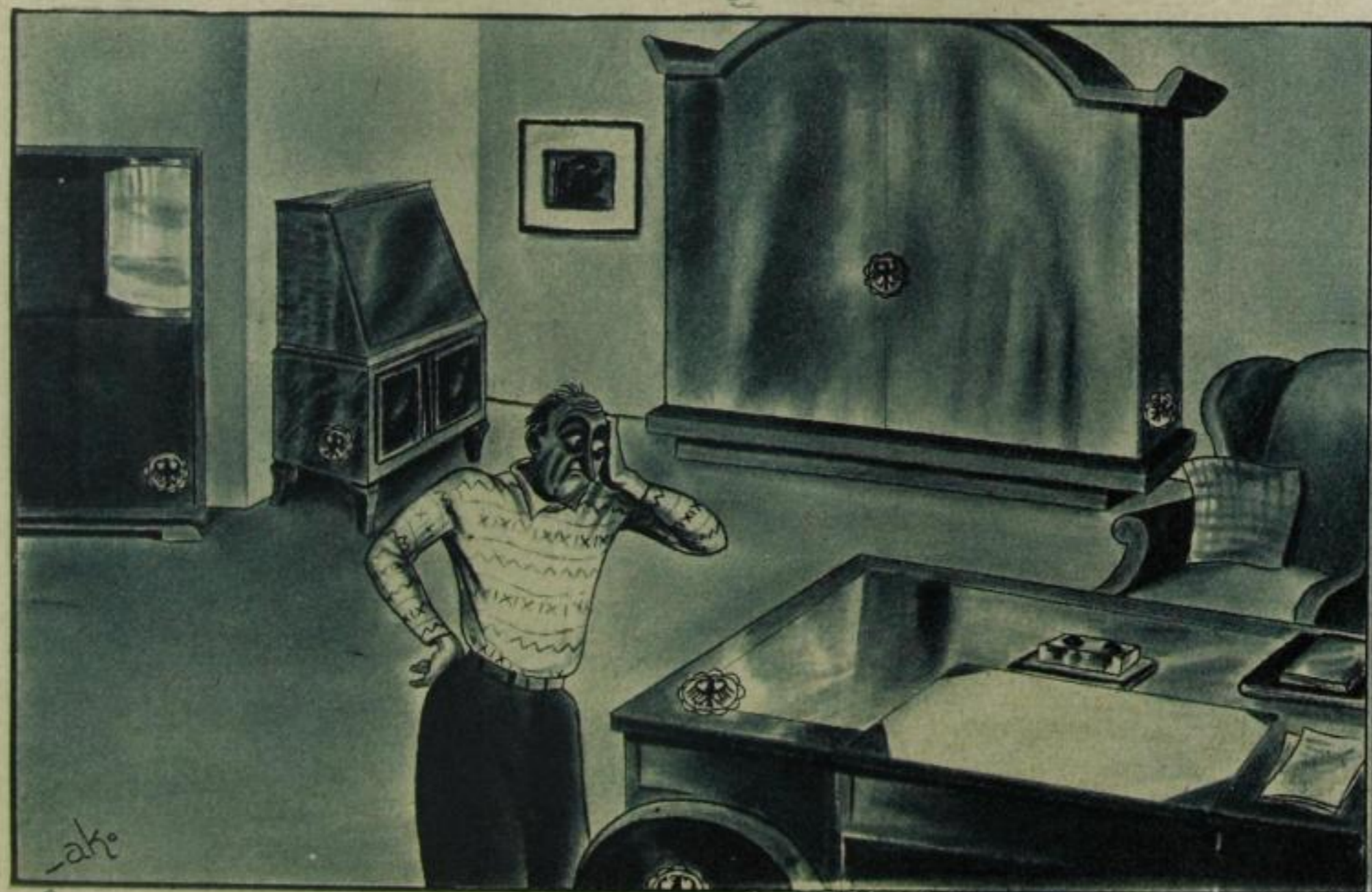
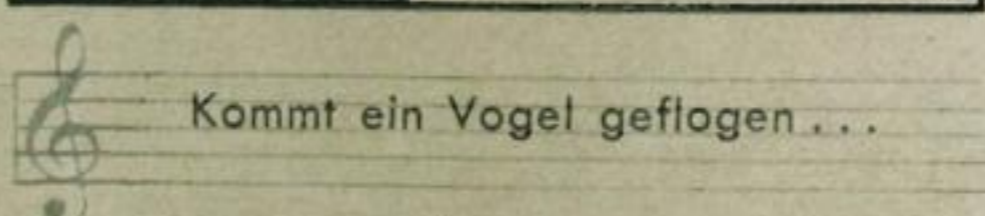
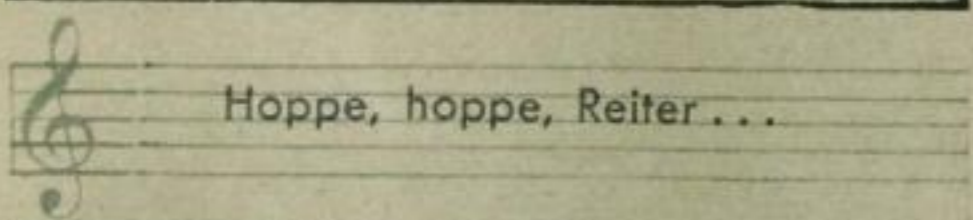


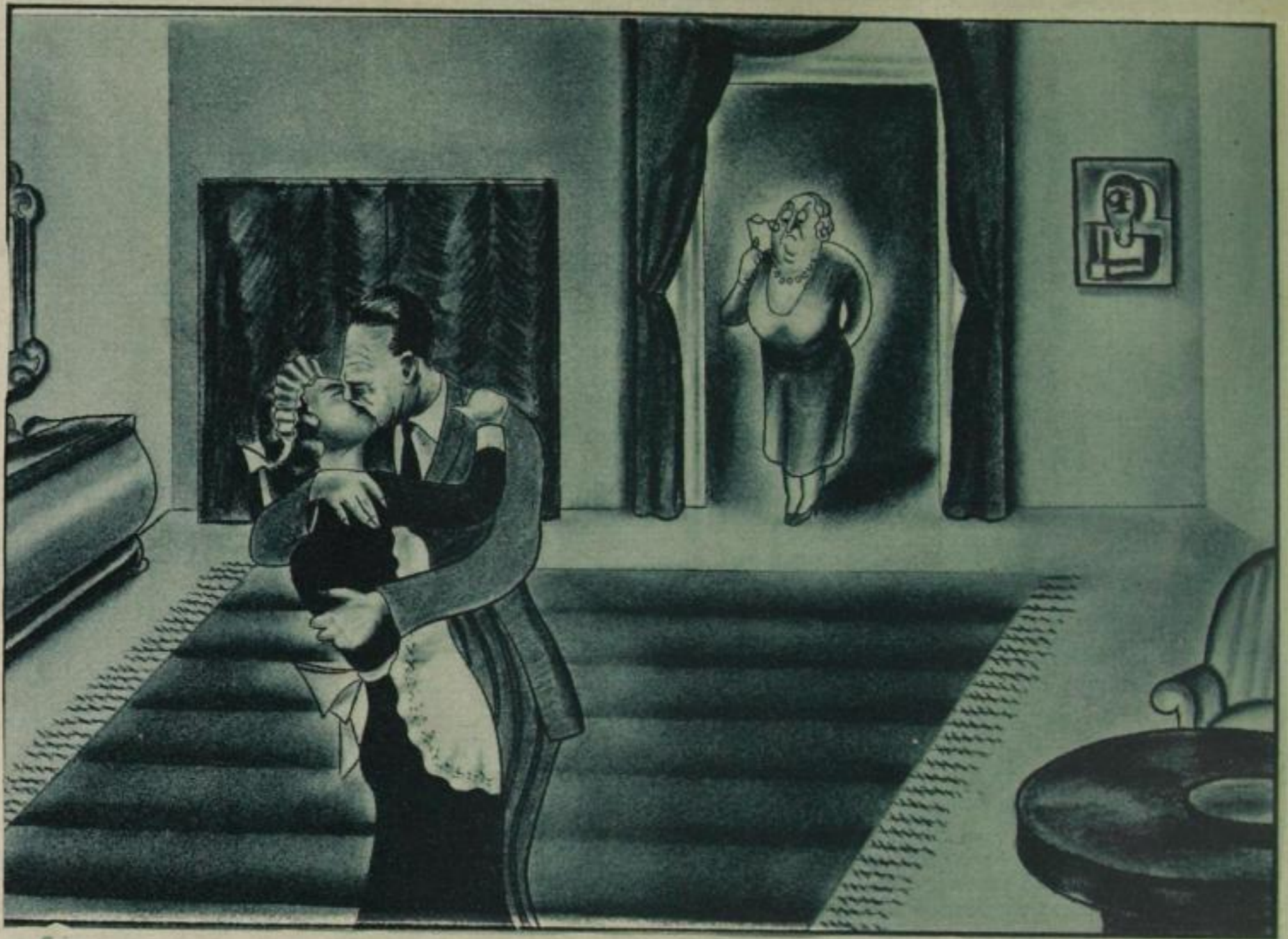
Weißt du, wieviel Sternlein stehen ...



Schlaf, Kindchen, schlaf, dein Vater ist kein Graf ...

im neuen Dinnublinen





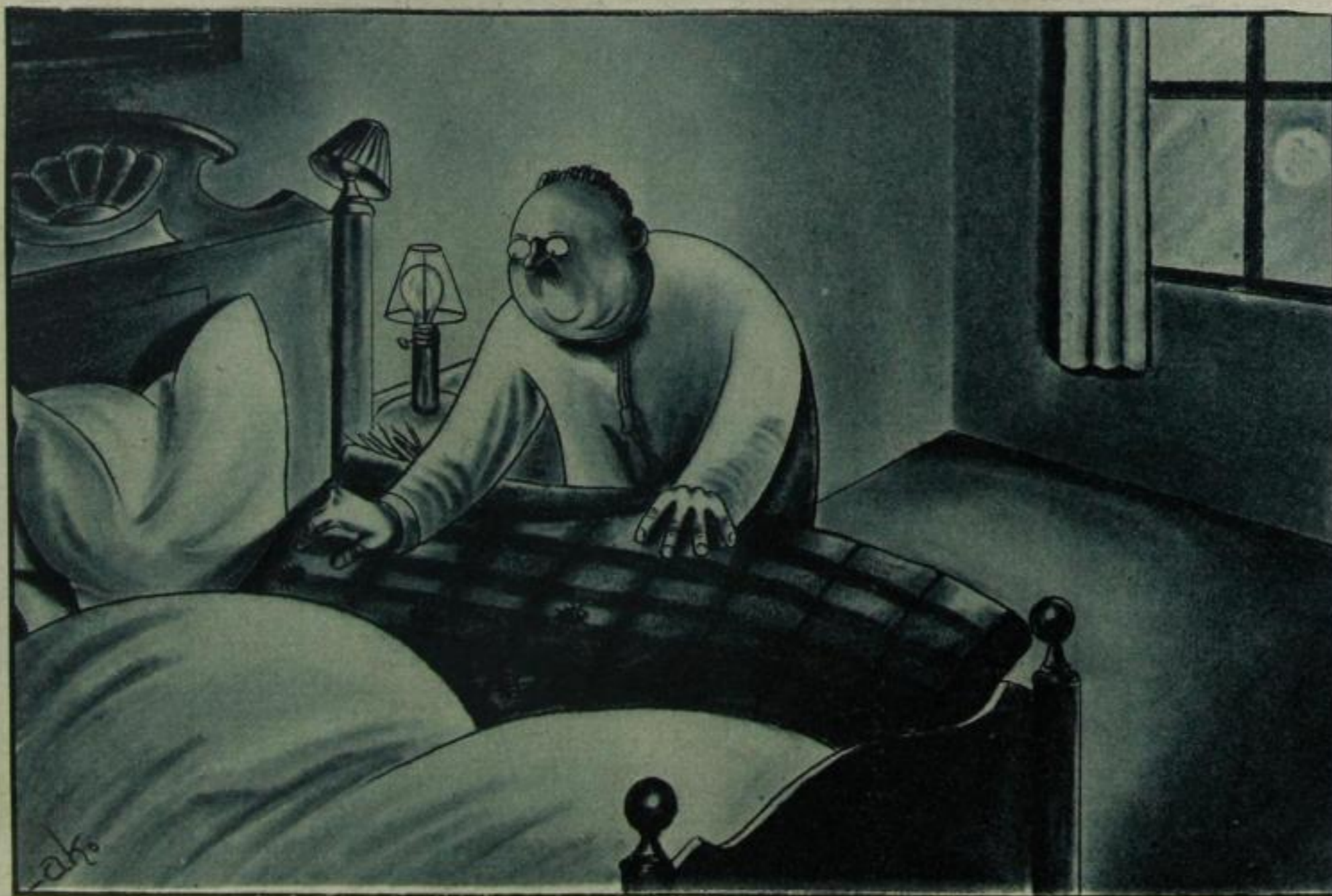
Fuchs, du hast die Gans gestohlen...



Ringel, ringel, Reihe, wir sind der Kinder dreie...



Marielen saß auf einem Stein . . .



Eiapopeia, was raschelt im Stroh . . .

Zum erstenmal

JAN
DISENBERG:

Der Korrepetitor

war jung, blaß, weder hübsch noch häßlich, und eigentlich nicht Korrepetitor, sondern Lehrer, der Musik beflissen aus Neigung. Erwähnenswert waren nur seine Hände: lange, schmale Pianistenhände, in deren strengen Linien die apokalyptischen Kadenz Liszts, die dunkeln Rhythmen Chopins beschlossen lagen. Diese Hände sprachen, ohne daß er sie zum Sprechen verwandt hätte, für ihn, weit mehr als zum Beispiel sein Gang, der allzu beschwingt und etwas lächerlich wirkte, oder sein Blick, der trübe war . . . von Alkohol. (Er trank, dieser musikliebende, in seinen Mußestunden korrepetierende junge Lehrer.) Und gerade Gang und Blick waren es, wonach Fräulein Bottin die Menschen beurteilte. Was Wunder, wenn sie Herrn Berthold Adam Feuerbach, wie Kirchenregister, Adreßbuch und andere authentische Quellen ihren Korrepetitor nannten, nicht die Beachtung schenkte, die er sich insgeheim gewünscht hätte!

Fräulein Bottin war niemand Geringerer als die neue Attraktion der städtischen Oper.

Fräulein Bottin wohnte, obwohl schon ein Vierteljahr am Orte, noch immer im Hotel, dem ersten der Stadt, und hatte dort, trotz ihrer 21 Jahre, zwei Zimmer inne. Fräulein Bottin zeigte sich weder arrogant

allein....

Die Geschichte eines bescheldenen Musiklehrers und einer gefeierten Sängerin. Glauben Sie, daß es zu einem anderen Abschluß gekommen wäre, wenn er Mut gehabt hätte?

noch vertraulich, weder geschraubt noch haltlos, frech noch prüde, und besaß, wenn sie auch mit alledem gebrochen, der Familie Valet weder gesagt und das Milieu verlassen hatte, all die Sicherheit, Selbstverständlichkeit und schwermütige Anmut, die einigen Auserwählten durch Tradition und Umgebung werden kann, aber nicht zu erlernen ist. Die Bottins lebten irgendwo in Norddeutschland, waren Seefahrer gewesen, Kaufherren dann und schließlich selbsthaft geworden. Fräulein Bottin bezog von ihren Eltern im Monat 300 Mark. Das waren die einzigen Beziehungen, die es zwischen den Bürgersleuten und der Sängerin noch gab. Für das ärmliche, verschrobene, talmistrotzende Ensemble, für die kleine der Pfefferkuchen- und Filzschuhfabrikation ergebene Stadt war Fräulein Bottin etwas noch nicht Dagewesenes, Ungeheuerliches, Absurdes, und man beneidete, ohne sich's immer einzugestehen, Herrn Berthold Feuerbach, der mit ihr korrepetieren durfte, maßlos.

Dieses maßlos beneidete Korrepetieren nun fand nicht, wie gewöhnlich, bei der Sängerin statt. (Wie könnte man im stets beläuschten Musikzimmer eines Hotels, und sei es des ersten der Stadt, Partien von Wagner, Puccini, Strauß durchsingen! Zum Üben mit halber Stimme ging es eben noch an . . .) Vielmehr kam, was Herrn Feuerbachs Glück nur größer erscheinen ließ, die Sängerin zu dem Korrepetitor in die Wohnung, eine enge, immer ein wenig unaufgeräumte Wohnung, in der Herr Feuerbach mit seiner Mutter und seiner Schwester hauste und wo es, wenn Fräulein Bottin kam, immer nach Kaffee roch.

Das Klavier stand im Wohnzimmer, und die Stunden erforderten jedesmal einen kleinen Umzug. Mutter und Schwester räumten, wie spät mit Rücksicht auf diese Vorbereitungen die Sängerin auch kommen

mochte, stets hastig das Zimmer und begaben sich ins benachbarte Gemach. Fräulein Bottin empfand diese Räumung peinlich und sich selber wie einen Eindringling, aber es fiel ihr nicht ein, das abzustellen. Herrn Feuerbach war es offenbar gleichgültig.

Eines Tages öffnete er die Wohnungstür mit betrübtem Gesicht.

„Etwas Furchtbares, Fräulein Bottin! Wir können heute hier nicht Stunde halten, weil . . .“

„ . . . Ihre Mutter Kränzchen hat“, ergänzte, als er zögerte, die Sängerin.

Der Korrepetitor, verblüfft wie alle Männer, denen, während sie etwas verhehlen wollen, eine Frau die unverhohlene Wahrheit sagt, stotterte: „Ja . . . Woher wissen Sie das?“

Sie hatte es erraten. Sie lachte. Herr Feuerbach lachte nicht.

„Ich habe nun . . . Ich weiß nicht, ob Sie sich darauf einlassen können . . . Ich habe meine Tante gebeten, die nämlich hierher zum Kränzchen kommt, mir ihre Wohnung zu überlassen. Sie hat einen Flügel . . . Wenn Sie die Güte hätten mitzukommen, so könnten wir . . .“

Fräulein Bottin hatte die Güte. Sie verstand nur nicht, was es dabei zu stottern gäbe.

Herr Feuerbach nahm Hut und Mantel — er hatte eine Manier, den Hut in die Stirn zu drücken, die Fräulein Bottin entsetzlich fand — und man begab sich zu der Tante, die den Flügel hatte.

In einer stillen, abgeschiedenen Straße machte Herr Feuerbach vor einer unfreundlichen Haustür halt. Es ging eine Stiege hinan, schmal und finster. Dann wies Herr Feuerbach, wie zum Troste, auf eine Korridor-tür, zog den Schlüssel und schloß auf.

Das Zimmer, in dem der Flügel stand, war mit jener Öppigkeit ausgestattet, die, ohne kostbar zu sein, Wohlhabenheit vortäuschen soll und bloß Ungeheimlichkeit erzeugt. Sorgfältig mit Leinwandhüllen überzogene Gobelinsmöbel (vielleicht war es auch nur Plüsch . . .) standen umher, zahllose Nippsachen, ein „Dornauszieher“ und eine Miniatur von Thorwaldsens Christus, dazwischen Zittergrassträuße, Fächer und gerahmte Öldrucke an den Wänden, und alles das verstaubt, seit undenklichen Zeiten nicht benutzt, alt

und verstorben. Fräulein Bottin fand es weidlich unbehaglich in diesem Zimmer, das sicherlich „Salon“ hieß. Außerdem war es kalt. Sie behielt den Mantel an.

Als „Naive“ hatte Fräulein Bottin an der städtischen Oper begonnen und ging jetzt auf Befürwortung des Intendanten zur „jungendlich Dramatischen“ über. Daher repetierte sie die Partie der Elsa aus „Lohengrin“. Herr Feuerbach konnte es nicht hindern, daß Elsa Bottins „Einsam in trüben Tagen . . .“ ihn wie Eiswasser durchrieselte, daß er zusammenzuckte und in einem unnennbaren Gefühl, so süß wie weh, die Augen schließen mußte. Und unter dem Vorwand, das könne gar nicht oft genug durchgenommen werden, ließ er sie die Partie immer und immer wieder singen, bis sie „So, Herr Feuerbach!“ sagte und damit jede weitere Bitte um Wiederholung abschnitt.

Herr Feuerbach begleitete an diesem Tage in einer Art, die Fräulein Bottin mit einem herzhaften Ausdruck „unter aller Sau“ zu nennen liebte. Und das kam daher, daß er sich in einemfort Hamlets „Jetzt kann ich's tun, jetzt will ich's tun . . .“ zuflüsterte, doch gleich Hamlet auch hundert Ausflüchte fand, um es nicht zu tun. Was er tun wollte, war das denkbar einfachste. Er hatte herausgefunden, daß von allen Mädchen, denen er begegnet, allen Frauen, die er gekannt — es waren im ganzen zwei —, keine so zart, so klug, so anbetungswürdig gewesen wie dieses Fräulein Bottin. Er hätte nie sie zu gewinnen erwogen, wären nicht die Umstände so günstig zusammengetroffen. Das Kränzchen, die Tante, die leere Wohnung, ihre Einwilligung mitzukommen — schienen das nicht Winke des Schicksals?

Er spielte und sie stand hinter ihm. Ganz dicht. Und manchmal zeigte sie mit der verehrungswürdig schönen Hand auf die Noten. Er hörte nicht, was sie sprach, sah nur diese Hand, die Ringe daran, die Brillanten, und am kleinen Finger, gleich drei schmerzlich leuchtenden Blutstropfen, die drei Rubine. Und er war nahe daran, diese Hand an sich zu ziehen und zu küssen, hätte er sich nicht gesagt:

„Nicht jetzt . . . nicht so . . . vielleicht kühner . . . vielleicht zarter . . . aber nicht so . . .“

Und dann kam die Stelle, bei der selbst dem verhärtetsten Gemüte die Anspielung aufgehen mußte. Zitternd und mit sonst ungekanntem Scheppern schlug er die Töne an.

„Allein . . .“ begann er. (Er pflegte die Texte melodramatisch zur Musik zu sprechen. Er hatte ein angenehmes Organ. Aber diesmal schien er ausnehmend heiser zu sein. Er

krächzte abscheulich.) „Zum erstenmal allein . . . seit wir uns sah'n“.

Und dann:

„Elsa . . . mein Weib . . .“

Klänglich, höchst kläglich hatte er das gesagt und keineswegs, wie geplant gewesen, sie dabei angesehen.

Um so schöner, reiner, inniger setzte sie dann ein. Und er war wirklich hingerissen. Welche Kraft, zu lieben, lag in dieser Stimme! Welche Hingabe! Welch überirdische Seligkeit! Jetzt fühlte er, war der große Augenblick gekommen! Jetzt aufspringen und diese geliebte Frau umarmen! Er brach zu spielen ab, wandte sich brüsk um zu ihr, war im Begriffe schon, sich zu erheben, da sagte sie unverändert freundlich, natürlich-unbefangen:

„Wie gut Sie jetzt merken, wenn ich abbrechen und noch einmal von vorn anfangen will! Früher haben Sie da ruhig weitergespielt.“

Der Liebhaber sank, zu Tode getroffen, zurück, und angesichts dieser einfachen Sicherheit, dieser Ruhe und Unschuld schämte er sich.

„Ich bin niedrig . . . Ich bin gemein . . .“, dachte er. „Welches Recht habe ich, in diesen Frieden einzubrechen? . . . Ich bin niedrig . . . ich bin gemein . . .“

Und er begleitete von da an nur um so jämmerlicher.

Als die zwei Stunden um waren, sie vor dem großen Spiegel mit unnachahmlicher Geste den Hut aufsetzte und an den Wangen das blonde Gelock hervorzog (ein Werk des ersten Coiffeurs der Stadt . . .), bedauerte er seinen Rückzug gleichwohl, und er war so unmoralisch wie zuvor, als er, resigniert, neben ihr die Wohnungstür von außen verschloß, die er so hoffnungsvoll geöffnet hatte.

„Wie ein Absteigequartier“, sagte er in einer letzten erotischen Anwandlung, zynisch, bitter.

Das war es, was Fräulein Bottin gedacht hatte, als er aufschloß. Und sie sagte unbestimmt lächelnd:

„Uns glaubt's ja doch niemand.“

„Mir vielleicht nicht“, entgegnete Herr Feuerbach und hatte nicht mehr den Mut zu einem „aber“.

Die nächste Korrepetitionsstunde fand wie die vorhergehenden in seiner Wohnung statt. Mutter und Schwester räumten wieder hastig das Wohnzimmer und begaben sich ins benachbarte Gemach, wo sie — und Berthold wußte das — dem Gesang lauschten und jedes Wort hören konnten, das der musikliebende, in seinen Mußestunden korrepetierende junge Lehrer an die Sängerin richtete.

Und dabei blieb es.



Phot. Hoyningen-Huené

Mädchenbildnis

Mit Genehmigung des Verlages Dietrich Reimer, Berlin, aus dem Buch Hoyningen-Huené: Meisterbildnisse. Copyright Condé Nast Inc.

Das Seemannsgrab

Eigenartige Menschen, diese Seeleute! Da ist einer, der den einzigen Wunsch hat, auf dem Meeresgrund seine letzte Ruhestätte zu finden. Aber er hatte nicht mit der Starrköpfigkeit seines Kapitäns gerednet

Von Curt Krispien

Es bestand eine gewisse Spannung zwischen dem Kapitän Eikenscheldt von der „Liguria“ und seinem Ersten Maschinisten Mathiessen.

Es war nichts Ernstliches, eigentlich nur der übliche Gegensatz zwischen Deck und Maschine, der überall zu spüren ist, wo Dampfer die Meere befahren. Das kommt von der Stellung der Deckoffiziere gegenüber den Maschinisten. Der Wachhabende auf der Brücke geht vornehm im sauberen Tropenjackett und mit blendend weißer Mütze auf der Brücke spazieren und ruft gelegentlich durch das Sprachrohr ein Kommando zu den schweißtriefenden Ingenieuren hinunter: „Dampf an Deck“ oder „Strom an FT.“ oder dergleichen, und bei den Manövern läßt er souverän den Maschinentelegraphen klingeln. Sein Auge ist scharf, und Wind und Sonne bräunen sein Gesicht, während zehn, zwanzig, dreißig

„Nee, Mathiessen, Sie gehören auf den Stadtfriedhof von Emden!“

860



Meter unter seinen Füßen Heizer und Maschinisten bei den Kesseln und Zylindern stehen, ein paar Glühbirnen hängen in Dampf und Dunst über ihren Köpfen, und das Thermometer zeigt 50 Grad über Null.

Zuweilen findet sich wohl auch für den Mann auf Deck Gelegenheit zu einem kleinen Flirt mit weiblichen Passagieren, wenn solche mitgeführt werden („Ach, bitte, wie weit haben wir noch bis Batavia?“ „Sagen Sie doch, werden wir das Meeresleuchten sehen? Das soll so romantisch sein!“), indes die Maschinisten mit rußigen Gesichtern und ölbefleckten Röcken nach dem Dienst in ihre Kojen schleichen, weil sie für derlei Unternehmungen zu schmutzig und zu müde sind.

Aber nicht nur aus diesen allgemeinen Gründen bestand die Spannung zwischen Mathiessen und seinem Kapitän. Hinzu kam noch der Umstand, daß man das Maschinenpersonal natürlich nicht als echte Seeleute gelten ließ, und Mathiessens Wunsch war es, dereinst einmal ein richtiges Seemannsbegräbnis zu bekommen. Besser als ein Grab in der Erde, länger als das Poltern der Erdschollen auf

dem Sargdeckel schien ihm das Hinuntergleiten, Tausende von Metern tief, durch das kühle, blaugrün schimmernde Meer, das Ausruhen zwischen Seerosen, Seesternen, Korallen und allerlei seltsamen Krustentieren. Und es erregte seinen Zorn, wenn der Kapitän ihm immer wieder dieses Recht bestritt.

Kapitän Eikenscheldt hatte Langeweile, denn er pflegte die Brücke nur bei Hafenmanövern und bei ganz dickem Nebel zu betreten. Menschen, die sich langweilen, werden leicht boshaft, und der Kapitän neigte ohnedies zu groben Spüßen.

„Maschinenpersonal kommt mir nicht ins Wasser, da wird das Wasser zu dreckig von“, hatte er einmal zu Mathiessen gesagt, „Öl und Wasser, das sind Gegensätze. Nee, Mathiessen, da müssen Sie

schon Glück haben! Vielleicht, wenn der alte Kasten, die „Liguria“, mal bei schlechtem Wetter absäuft, und zwar so schnell, daß wir Sie nicht mehr in eins der Boote kriegen können, ja, dann vielleicht... Aber sonst nehme ich Sie mit nach Hause, wenn Ihnen was Menschliches zustoßen sollte, Mathiessen. Sie gehören auf den Stadtfriedhof von Emden. Da gehören Sie hin! Ich würde Sie einstecken auf dem Bootsdeck aufbahnen lassen.“

Mathiessen kränkte solche Reden. Mit Recht! Dies Thema hatte einen bösen Hintergrund, denn Mathiessen war alt und litt zudem an Herzstörungen. Schon einmal hatte ihn ein Schwindel befallen, und er war die Gratings hinabgestürzt. Ein Wunder, daß er sich dabei nicht den Hals gebrochen hatte. Es war kein Zweifel, Mathiessen hatte bald zu wählen zwischen Meer und Erde als letztem Aufenthalt.

Aber vermutlich würde ihm die Wahl nichts nützen, denn die Entscheidung lag beim Kapitän, dem Herrn des Schiffes. Seinem Ermessen war es anheimgestellt, was bei Todesfällen auf hoher See mit den Leichen zu geschehen hatte, und niemand hatte dreinzuzuhören.

861

reden. Ein Arzt war nicht an Bord. Die Besatzung war zu klein dazu. Es konnte dem Kapitän in besonderen Fällen notwendig erscheinen, die Todesursachen feststellen zu lassen. Es konnten verdächtige Begleitumstände vorliegen . . .

Mathiessen wußte das natürlich, und darum kränkten ihn die Reden seines Kapitäns. Er rächte sich, indem er abends das elektrische Licht in den Kabinen erlöschen ließ, wenn der Kapitän lesen oder arbeiten wollte und so leichtsinnig gewesen war, diese Arbeit bei Tisch zu erwähnen. Dann gab es eben einen Kurzschluß in der Leitung, der nicht so ohne weiteres zu finden war. Oder in kühlen Nächten versagte überraschend die Dampfheizung, weil unvermutet irgendwo an den Rohren ein Flansch gebrochen war, oder die Aschenschütte wurde ohne ersichtlichen Grund mit mächtigem Gepolter in Betrieb genommen, wenn der Kapitän sein Mittagsschläfchen hielt.

Es war dem Kapitän genau bekannt, daß Mathiessen, der „Höllenfürst“, der „Herr der Unterwelt“, der „Meister der Maschine“, hinter diesen Dingen steckte, aber er pflegte bei solchen Anlässen nur spöttisch in sich hineinzukichern. Er wußte, daß er doch noch mehr an Macht besaß!

Am 9. Oktober

um acht Uhr passiert die „Liguria“ Cap Finisterre und biegt nordöstlich in den Golf von Biscaya ein. Sie kommt von den Liparischen Inseln. Sie hat Bimsstein als Schwergutladung unten im Raum und Schwefel aus Syracusa. Außerdem liegen in Luke I noch ein paar Dutzend Fässer Wein aus Alicante, und im Achterschiff stecken 700 Ballen Polstergras aus Oran. Und noch eine besondere Decklast trägt das Schiff!

Schon auf der Höhe von Lissabon hat sich Mathiessen nicht wohl gefühlt. Der Himmel war mit schmutziggrauen Wolken bezogen. „Wir kriegen schlechtes Wetter“, sagte der Kapitän. Bei den Berlenga-Inseln mußte Mathiessen sich niederlegen. Am Abend war der Himmel schwefelgelb, dann schwarz. Bei Vigo war Mathiessen tot.

Es war keine Tragik dabei, es war ein einfaches, ganz natürliches Ende. Mathiessens Ende war vermutlich auf einen Herzschlag zurückzuführen, denn als man ihn fand, lag er neben seinem Bett auf dem Gesicht. Er hatte aufstehen und hinausgehen wollen, als es ihn erwischte. Er hatte vielleicht geglaubt, daß der Anfall vorüber sei, und das war ein Irrtum gewesen. Mit dem Gesicht nach unten hatte ihn Boes, der Zweite Maschinist, gefun-

den und ihn mit Hilfe eines anderen sauberlich wieder in die Kojen gepackt. Aber da war nichts mehr zu machen gewesen. Der Kapitän ließ Mathiessen in einem rasch gezimmerten Sarg auf dem Bootsdeck aufbahnen. „Aber stellt ihn nicht zu nahe an das Sky-light. Mehr nach vorn, da ist es nicht so warm. Und gut festbinden! Wir nehmen ihn mit nach Emden.“

Am 9. Oktober also, um 8 Uhr früh, passiert die „Liguria“ Cap Finisterre und biegt nordöstlich in den Golf von Biscaya ein. Das Wetter wird immer schlechter. „Wind und See aus Nord zunehmend“, schrieb am Morgen der Zweite Offizier bei der Wachenübergabe in das Logbuch. Beim Mittagessen im Salon speist der Kapitän in bester Laune und zwinkert spöttisch zu Mathiessens leerem Platz hinüber. Außer dem Kapitän sitzt nur noch Evers, der Erste Offizier, an dieser Tafel. Die anderen Offiziere essen in der Messe nebenan.

Evers stört der leere Platz. Er möchte ein bißchen plaudern, obwohl er sonst nicht gern redet. „Gibt schlecht Wetter, Käptn.“

„Hm.“

„Kommen Sie nachher auf die Brücke, Käptn?“

„Hm.“

Da schweigt Evers und macht sich ans Kompott. Der Kapitän sagt „Mahlzeit“, nimmt seine Mütze und geht zur Tür. An der Schwelle muß er sich festhalten: Der erste Brecher schlägt vorn auf die Back. Das ist, als wenn das Schiff auf einen Felsen gelaufen wäre, solch einen Ruck gibt das. Und in das Klatschen und Rauschen des abfließenden Wassers mischt sich Geklirr von Tellern und Bestecken. Die Schüssel mit dem Rest der Bohnen liegt in Scherben auf dem Boden.

„Steward“, brüllt der Kapitän, „ein Kognak in meine Kabine!“

Es wird früh dunkel. Die Positionslichter brennen schon. Aus der Funkerbude kommt ein Brummen und Pfeifen. Die Wettermeldungen sind unverändert schlecht. Backbord, mit dem Sturm im Rücken, fliegt ein großer, spanischer Dampfer vorbei. Niemand hat Lust, mit ihm zu morsen: „What ship? — What speed? — What cargo?“ Sie sehen ihn verschwinden und beneiden ihn. Wieder tauchen backbord Lichter auf. „Grün an Grün und Rot an Rot, geht alles klar, hat keine Not!“

Die „Liguria“ stampft und arbeitet entsetzlich. Es ist jetzt völlig finster geworden. In regelmäßigen Abständen kommen die Brecher über das Vorschiff, und jedesmal gibt es den bekannten, bösen Ruck, und es kracht in den Niet- und Nähten der dünnen Eisenhaut. Die abgelöste Wache hat schwere Mühe, über

die Laufplanke in ihre Quartiere zu gelangen. Als sich der Matrose Körber das nasse Zeug vom Leibe riß, um sich in die Koje legen zu können, schrie er: „Jungens, das wird lustig! Mathiessen will sein Seemannsgrab, der Alte gönnt's ihm nicht, und darum müssen wir jetzt alle mit versaufen!“

Oben auf der Brücke steht Evers, der Erste Offizier, und klammert sich mit beiden Armen an den Maschinentelegraphen. Der Mann am Ruder steht gekrümmt, mit dem Gesicht dicht auf der Kompaßscheibe, als habe er gewaltig Schmerzen im Leib. Unerträglich drückt der Sturm, denn der Brückenschutz ging längst in Fetzen über Bord. Und drin, im Kartenhaus, steht der Maschinist Boes vor dem Kapitän und zuckt die Achseln. „Käptn, wir können nicht mehr lange gegenan . . .“

Der Kapitän reibt mit gekrümmtem Daumen die Unterlippe. Das heißt: „Red nicht so viel!“ Boes kennt diese Sprache, aber er ist noch nicht fertig. „Logge 81, Käptn“, fängt er wieder an, „wir laufen nur noch knapp vier Meilen, Käptn! Und die Leute murren wegen Mathiessen, da unten auf dem Bootsdeck. Er will uns 'runterziehen, sagen sie . . .“

„Dösköpfe“, kichert der Kapitän. Er denkt nicht daran, beizudrehen. Dazu ist ganz einfach keine Zeit. Das könnte ein paar Tage kosten, und so lange den Mathiessen mitzuführen, ist unmöglich.

Mathiessen! Sonst pflegte der Kapitän mit ihm bei schlechtem Wetter die Lage zu besprechen. Zieht die Maschine durch? Kann man der Heckwelle noch so viel Luftschläge zutrauen? Mathiessen liegt unten auf dem Bootsdeck in seinem Sarg und ist vermutlich böse auf den Kapitän. In solchem Falle hätte er sich früher wohl damit begnügt, Kurzschluß herzustellen oder die Heizung zu unterbrechen.

Der Kapitän spielt nachdenklich mit dem Parallellineal. Ein besonders schwerer Brecher spritzt bis in das Kartenhaus. Der Kapitän sieht auf und merkt, daß Boes noch immer bei ihm steht und auf Antwort wartet.

„Gehen Sie wieder 'runter, Boes, Sie haben hier auf der Brücke nichts zu suchen!“

Das wurde eine schlimme Nacht für die „Liguria“! Der Kapitän hatte sich nur zu einer leichten Kursänderung entschlossen, um eher unter Landschutz zu kommen. Aber damit war jetzt noch nicht geholfen. In dieser Nacht schlief nur einer an Bord, und dessen Schlaf war allerdings sehr tief: Mathiessen.

„Wenn wir hier wegsacken, hat der Mathiessen Schwein gehabt“, hatte Boes beim Abendessen gesagt. „Die Biscaya ist hier fast fünftausend Meter tief! Hier lohnt's sich doch!“

Sie sprachen von Mathiessen, als ob er noch lebte. Sie suchten seine Absichten zu erraten, als ob er noch in der Lage wäre, zu denken und zu handeln. Sie rechneten mit ihm als einem Machtfaktor von hohem Range.

„Na, glauben Sie denn, daß er's schafft? Der Käpten hat auch einen ziemlich dicken Kopf.“

Ein Brecher, der krachend vorne überkam und mit lautem Brausen und Rauschen an den Aufbauten vorbei ins Meer zurückflutete, bestätigte diese Ansicht.

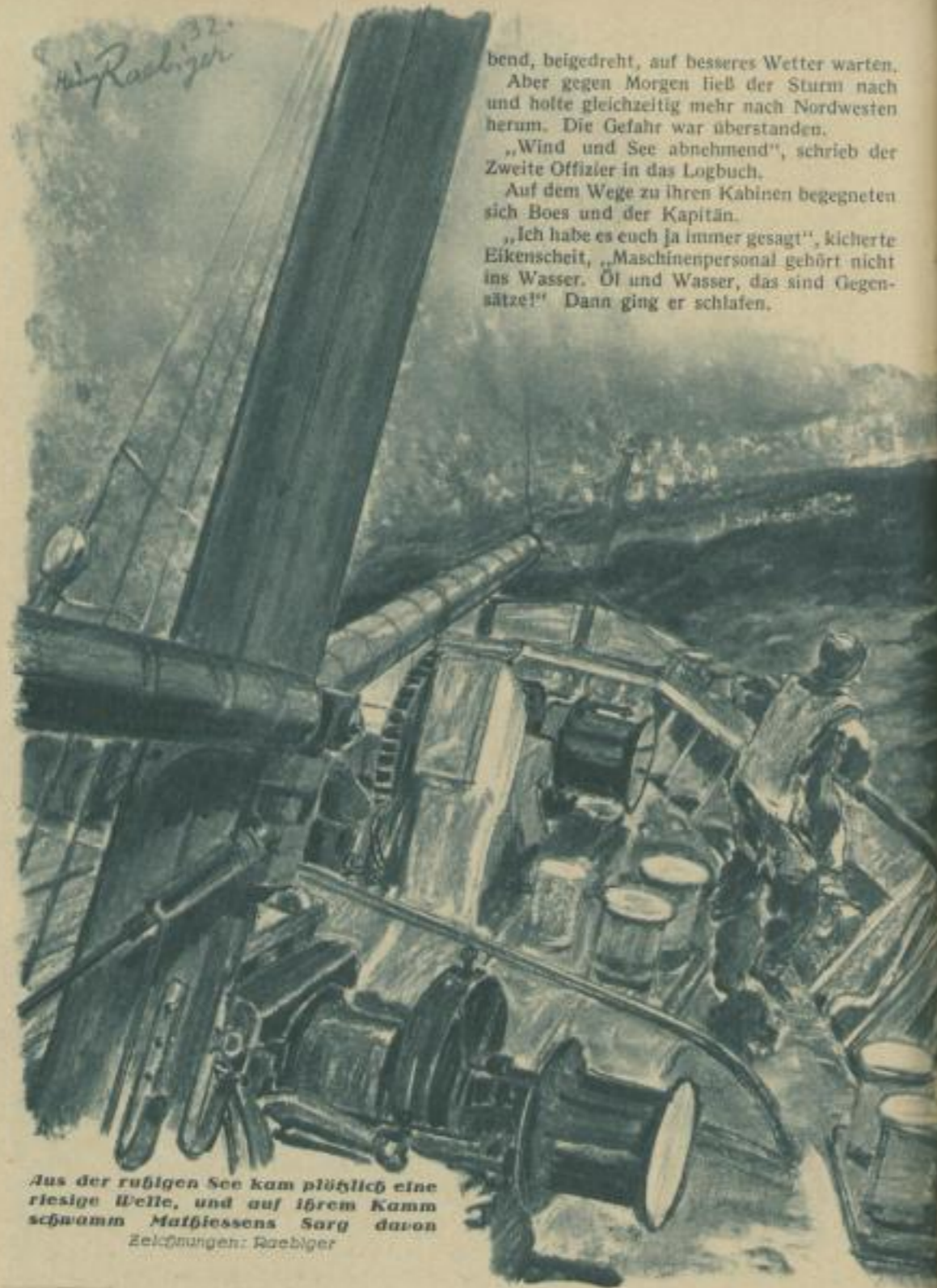
„Der Käpten hat einen dicken Kopf“, nickte Boes, „aber den Mathiessen kenn' ich besser. Der hat Ausdauer, der macht es mit der Ruhe.“

Der Zweite Offizier lachte. „Die hat er ja jetzt!“

„Nein“, sagte Boes ganz ernst. „Die hat er nicht. Er will nun mal ein Seemannsgrab. Das ist sein Spleen. Ich kann das nicht verstehen. Mir ist es ganz egal, ob mich Würmer fressen oder Fische. Aber der Mathiessen . . . Wie vor zwanzig Jahren das Erdbeben war, da unten in Messina, da wurde Mathiessen Zweiter Maschinist auf dem kleinen Bergungsdampfer ‚Lampedusa‘, wissen Sie, der damals dort stationiert war. Und Mathiessen war mit der Eisenbahn von Emden gekommen, komisch, was? Von Emden bis Reggio, und von da mit der Fähre. Und wie er sich abends an Bord gemeldet hat, da haben sie ihn gefragt ob er nicht noch die Nacht an Land bleiben wolle und sich amüsieren, denn der Dienst ging doch erst morgen los. Aber er kam gleich an Bord zum Schlafen, weil's ihm in der Stadt nicht gefallen hat. Es ist ihm so ein unheimliches Gefühl im Körper gewesen. Und in derselben Nacht kam das Erdbeben, und die Stadt wurde ein Haufen Schutt und Asche, aber die ‚Lampedusa‘ und die meisten Schiffe gingen in See, und ihnen ist nichts passiert. Das hat er sich gemerkt, der Mathiessen. Seitdem ist er fürs Meer. Ein Seesturm ist ihm immer noch lieber gewesen als ein Erdbeben.“

„Na, ich weiß ja nicht . . .“ Der Zweite Offizier gähnte. Aber an Schlafengehen war doch nicht zu denken. Die Brecher dröhnten unaufhörlich in regelmäßigen Zwischenräumen, und das „Versaufloch“ bei der ersten Ladeluke war gestrichen voll und lief schlecht ab. Lange konnte das nicht mehr so weitergehen, sonst brach die Luke ein, und dann war es zu spät.

Im Kartenhaus hockte der Kapitän, die schweren, roten Fäuste vor sich hingestreckt, und glotzte böse nach der Uhr. Zwei Stunden wollte er noch gegenangehen oder drei. Dann mußte er sich wohl geschlagen geben und trei-



Aus der ruhigen See kam plötzlich eine riesige Welle, und auf ihrem Kamm schwamm Mathiessens Sarg davon.
Zeichnungen: Raebiger

32.
Raebiger

hend, beidreht, auf besseres Wetter warten. Aber gegen Morgen ließ der Sturm nach und holte gleichzeitig mehr nach Nordwesten herum. Die Gefahr war überstanden.

„Wind und See abnehmend“, schrieb der Zweite Offizier in das Logbuch.

Auf dem Wege zu ihren Kabinen begegneten sich Boes und der Kapitän.

„Ich habe es euch ja immer gesagt“, kicherte Eikensheit, „Maschinenpersonal gehört nicht ins Wasser. Öl und Wasser, das sind Gegensätze!“ Dann ging er schlafen.

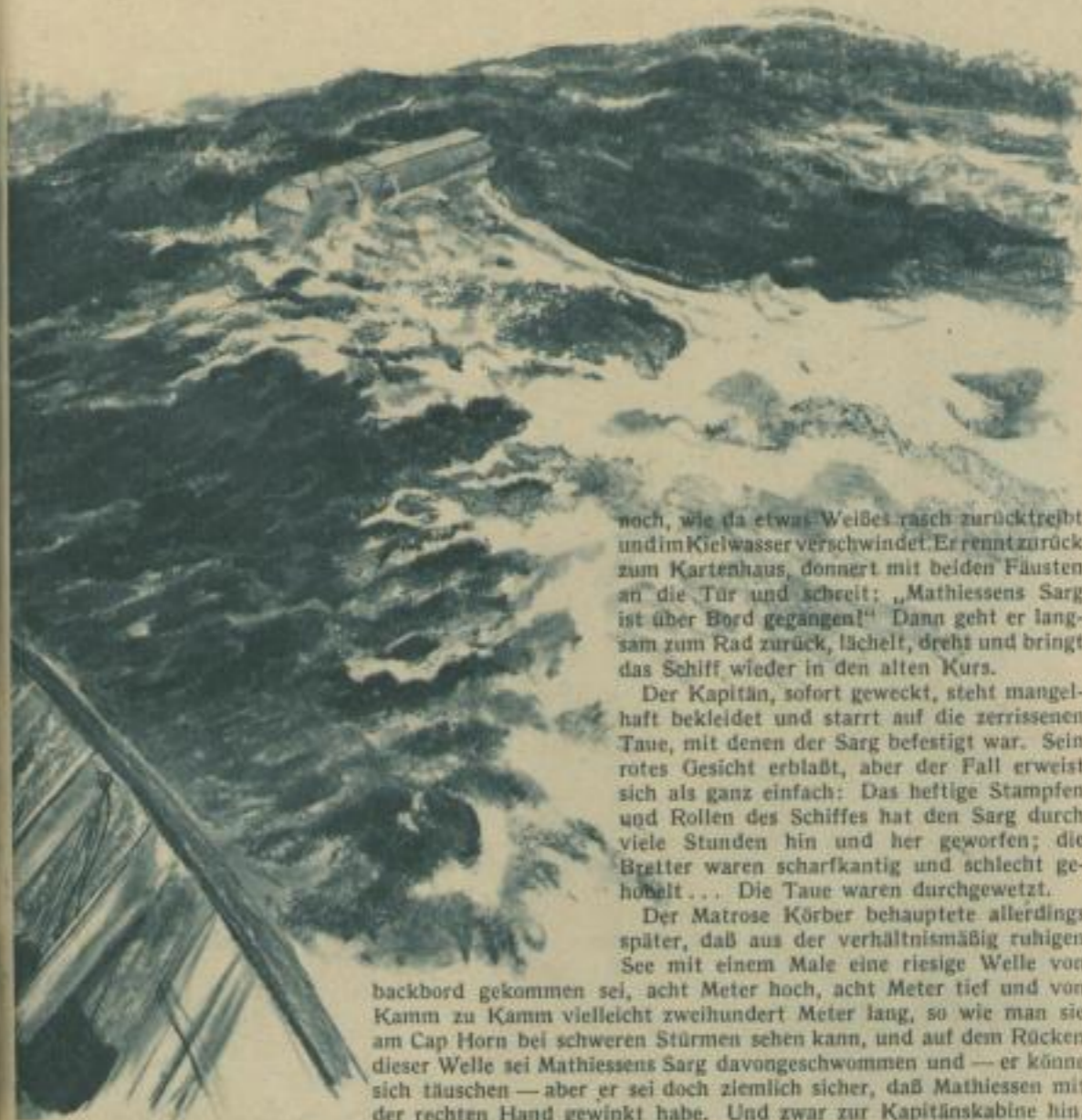
Rechts voraus

Cap d'Ouessant. Ein graues Stückchen Erde. Die „Liguria“ schaukelt in der hohen Dünung, aber sie macht wieder ihre volle Fahrt. In der Richtung des Kanals liegen die Rauchfahnen zweier Dampfer auf dem Horizont. An Bord ist alles still. Der Offizier der Wache sitzt im Kartenhaus und blättert im Atlas der Gezeiten und Gezeitenströme. Ein paar Mann, die eigentlich Rost klopfen und Farbe waschen sollen, sind vom Proviantmeister nach unten geschickt worden, um aufzuräumen. So ist

niemand an Deck, außer dem Matrosen Körber, der am Ruder steht.

Das Schiff rollt stark. Bei jedem Überlegen gibt es ein leichtes Poltern und Klopfen unten auf dem Bootsdeck. Körber achtet kaum darauf. Der Steward mag vergessen haben, die Tür zum Gang fest einzuhaken. Aber das Klappern verstärkt sich plötzlich, als eine besonders hohe Welle das Schiff nach steuerbord drückt.

Körber läßt das Rad los, rennt nach steuerbord, beugt sich weit vor und sieht gerade



noch, wie da etwas Weißes rasch zurücktreibt und im Kielwasser verschwindet. Er rennt zurück zum Kartenhaus, donnert mit beiden Fäusten an die Tür und schreit: „Mathiessens Sarg ist über Bord gegangen!“ Dann geht er langsam zum Rad zurück, lächelt, dreht und bringt das Schiff wieder in den alten Kurs.

Der Kapitän, sofort geweckt, steht mangelhaft bekleidet und starrt auf die zerrissenen Tauen, mit denen der Sarg befestigt war. Sein rotes Gesicht erblaßt, aber der Fall erweist sich als ganz einfach: Das heftige Stampfen und Rollen des Schiffes hat den Sarg durch viele Stunden hin und her geworfen; die Bretter waren scharfkantig und schlecht geholt. Die Tauen waren durchgewetzt.

Der Matrose Körber behauptete allerdings später, daß aus der verhältnismäßig ruhigen See mit einem Male eine riesige Welle von backbord gekommen sei, acht Meter hoch, acht Meter tief und von Kamm zu Kamm vielleicht zweihundert Meter lang, so wie man sie am Cap Horn bei schweren Stürmen sehen kann, und auf dem Rücken dieser Welle sei Mathiessens Sarg davongeschwommen und — er könne sich täuschen — aber er sei doch ziemlich sicher, daß Mathiessen mit der rechten Hand gewinkt habe. Und zwar zur Kapitänskabine hin.

O. HENRY:

Zwei um eine Witwe

Es kämpfen hier: Fritz Hippel gegen Paule Fink. Schiedsrichter Witwe Jessup. Erster Preis: Eben diese Witwe mit Aussteuer

Ich war auf der Heimkehr von einem Jagdausflug und wartete in der kleinen Stadt Los Pinjos (Neu-Mexiko) auf den Zug, der eine einstündige Verspätung hatte. Der deutsche Bahnhofswirt hatte sich mit mir in ein Gespräch eingelassen. Und da ich sah, daß persönlichere Themen nicht ausgeschlossen waren, fragte ich ihn, welche Sorte von Ungeheuer sein linkes Ohr eingerissen und verstümmelt habe. Auf der Raubtierjagd kann man so etwas jeden Tag erleben.

„Dieses Ohr“, sagte Fritz Hippel, „ist ein Andenken treuer Freundschaft.“

„Ein Unglücksfall?“ fragte ich.

„Freundschaft ist nie ein Unglücksfall“, sagte Hippel ernst; und ich schwieg.

„Die einzige vollkommene Freundschaft“, begann der Wirt, „die mir je untergekommen ist, war das herzliche Einverständnis zwischen einem Tage-

dieb und einem Affen. Sie lebten in Südkalifornien, und der Affe

stieg auf die Kokospalmen, von denen er die Nüsse seinem Freund hinunterwarf. Der Mann verkaufte die Nüsse, und für den Erlös kaufte er Jamaika-Rum. Der Affe durfte die Kokosmilch trinken. So trank jeder, was ihm schmeckte, und die beiden lebten wie das Sternbild der Zwillinge miteinander.

Aber mit der Freundschaft zwischen zwei Menschen ist es eine ganz andre Sache. Ich hatte einmal einen Freund, der Paule Fink betitelt war. Sieben Jahre lang hatten wir zusammen in Minen und auf Farmen gearbeitet, hatten Patentmedizinen verkauft und Schafe geschoren und sogar photographiert, was sehr schwer ist. Denk' ich, weder Mord noch Reichtümer, noch Hunger, noch ein Kanonenrausch kann zwischen uns etwas ändern.

Kommen wir einmal im Sommer in diese Stadt hier, die tatsächlich schon damals eine Sehenswürdigkeit und drei Sterne im Baedeker



Es war ein perzliches Einverständnis zwischen dem Tage-dieb und dem Affen, und die beiden lebten wie das Sternbild der Zwillinge miteinander

war. Ein Land, wo Kondensmilch und türkischer Honig floß. Es war schon nach der Essenszeit, aber wir wollten die Leistungsfähigkeit der kleinen Ebbude neben der Bahnstrecke erproben. Und wie wir unsere Suppenteller vom roten Linoleum losgerissen haben, kommt die Witwe Jessup mit der gebackenen Leber und den Pfannkuchen herein.

Die Witwe Jessup! Das war eine Frau, die auch einen sogenannten Anachoreten verführt hätte. Sie war nicht so sehr schlank, als sie umfangreich war; ihr Lächeln war frisch vom Küchenherd und ihre Gemüts-temperatur hätte im tiefsten Winter die Maiglöckchen aufblühen lassen.

Diese reizende Persönlichkeit erzählt uns eine Menge von Klima und Bildung und Stachelbeeren und daß Schöpsernes schwer zu kriegen ist, und am Ende fragt sie uns, wo wir herkommen.

„Rio Frio“, sage ich.

„Gran Rio Frio“, sagt Paule Fink mit einem Mund voll Erdäpfelpüree dazu.

Das war das erste Zeichen dafür, daß es mit dem Kastor und Pollux zwischen Paule und mir zu Ende ging. Er wußte sehr genau, wie zuwider mir ein geschwätziges Mannsbild ist. Trotzdem erzählt er ganze Romane von Gran Rio Frio.

Wie wir dann draußen auf dem Bahndamm saßen, meinte Paule: „Ich nehme an, daß du dir darüber klar bist, daß ich mir dieses Stück

Witwe erb- und gesetzlich und in jeder juristischen Art, bis der Tod uns trennt, einzuverleiben gedenke.“

„Natürlich“, gebe ich zur Antwort. „Konnte es zwischen den Zellen lesen, obwohl du ihr nur eine einzige gesagt hast. Aber, ich hoffe, du siehst ebenso klar, daß ich stark zu einem Namenswechsel der Witwe in Frau Fritz Hippel tendiere, so daß dir nur die schöne, aber ehrenvolle Rolle des Brautführers zufällt.“

„Wird sich spießen!“ sagt Paule. „Ich gebe dir gern in allen weltlichen Dingen nach, aber das ist etwas andres. Das weibliche Lächeln ist der große Wirbel zwischen Szylla und Charybdis, und in diesem Wirbel ist das gute Schiff Freundschaft schon oft untergegangen. Alles für dich, außer der Witwe Jessup. Hier trennen sich unsere Wege.“

„Freundschaft zwischen Mann und Mann“, sage ich darauf, „ist eine steinzeitliche Tugend, die damals, als es Riesenblindschleichen und fliegende Schildkröten gab, sehr angebracht war. Und dann haben wir diese schöne Gewohnheit beibehalten. Ich habe oft gehört, daß eine Frau zwischen zwei Männer tritt — und dann ist alles aus. Muß das sein? Ich sage dir, Paule, der erste Anblick und Bissen von Witwe Jessup hat eine heftige Wellenbewegung in zwei Brüsten hervorgerufen. Aber sie soll



nur an die beste Brust gehören. Ehrlich Spiel — und keine Tricks! Mein gesamtes Hofmachen wird sich nur in deiner Gegenwart vollziehen; so hast du die gleiche Chance. Was sagst du dazu?"

„Gutes, altes Pferd!“ sagt Paule und schüttelt mir die Hand. „Ich werde dasselbe tun. Wir wollen der Witwe gleichzeitig die Kur schneiden, und ganz ohne die gewöhnliche Prüderie und Menschenschlächterelei. Ob ich gewinne oder du verlierst: wir werden Freunde bleiben.“

Auf der einen Seite von Frau Jessups Speisehaus stand eine Bank unter ein paar Bäumen; dort pflegte die Witwe am Abend, wenn alle Gäste abgefüttert waren, in der Kühle zu sitzen. Und dort pflegten auch Paule und ich uns zu versammeln. Wir nahmen es mit unsrer Abmachung so gewissenhaft, daß keiner von uns mit den Galanteriewaren anfang, bevor der andre da war.

Als Witwe Jessup zum erstenmal von unserm Arrangement hörte, war ich früher als Paule Fink bei der Bank gewesen. Ich setzte mich zur Witwe und machte einige Bemerkungen über die moralische Oberfläche der Natur, wie sie die Landschaft und die zusammenhängende Perspektive hervorbringt. Der Mond ging seinem Beruf in dem Teil des Himmels nach, wo er hingehörte, und die Bäume warfen die von der Physik bestimmten Schatten.

Ich spürte etwas an meiner linken Seite. Frau Jessup war näher an mich herangerückt. „Oh, Herr Hippel!“, sagte sie, „wenn man allein auf der Welt ist, fühlt man sich dann nicht noch mehr allein in einer so schönen Nacht?“

Ich stand sofort von der Bank auf. „Entschuldigen Sie, Frau Jessup“, sagte ich, „aber ich muß warten, bis Paule kommt, bevor ich wichtige Fragen, wie diese hier, ausführlich behandeln kann.“ Und dann erklärte ich ihr, wie gute Freunde wir seien und wie wir ein ehrliches Konkurrenzübereinkommen getroffen hätten.

Ein paar Minuten später taucht Paule auf, mit viel Pomade auf dem Schädel, und er setzt sich auf der andern Seite von ihr und beginnt mit einer traurigen Rindviehräubergeschichte. Jeder von uns zweien hatte nämlich seine eigene Art, die Weichteile des weiblichen Herzens zu rühren. Paule machte es so, daß er das besagte Herz mit wundervollen Erzählungen von Begebenheiten erschütterte, die er entweder persönlich oder in großer, deutlicher Druckschrift erlebt hatte. In dem Theaterstück „O'Teller“ von einem gewissen Shakespeare gibt es einen Nigger, der eine Erzherzogstochter kriegt, indem er ihr eine Mischung von Grimms Kinder- und Hausmärchen, Tausendundeiner Nacht und Jack London vorerzählt. Paule und ich hatten das Stück einmal gesehen, und mein Freund probierte es auf diese Weise.

868

Jetzt kommt mein Liebes- und Heiratsrezept. Lerne es, eine Frauenhand zu ergreifen und festzuhalten — und sie gehört schon dir! Das ist gar nicht leicht. Da gibt es Männer, die so fest anziehen, daß eine Luxation des Schultergelenks entsteht. Andre wieder behandeln die Hand wie ein heißes Hufeisen oder halten sie so weit von sich weg wie ein Chemiker, der irgendeinen Stinktrank in eine Flasche schüttet. Ich sage, alle diese Wege und Weisen sind falsch.

Die rechte Art? Werden Sie hören. Beobachteten Sie jemals einen Mann, der in den Hof hinausschleicht und einen Stein aufhebt, um ihn nach einem heulenden Kater zu schleudern, der auf dem Zaun sitzt und dem Mann zusieht? Der Mann tut so, als hätte er gar nichts in der Hand und als sähe der Kater ihn und er den Kater nicht. Das ist die richtige Art. Lassen Sie das Mädchen nicht wissen. Sie könnten denken, sie weiß, daß Sie auch nur die geringste Ahnung haben, ihr könnte bewußt sein, daß Sie ihre Hand halten. Und das war meine Taktik; und was Paule Finks Serenade von Feindschaften und Unfällen betraf, so hätte er Frau Jessup ebensogut den Sonntagsfahrplan des Hauptbahnhofes von San Francisco vorlesen können.

Eines Abends nun, als ich wieder einmal in dem Rennen zur Aussichtsbank Paule um eine Pfeifenlänge schlug, benützte ich gemeinerweise die Einsamkeit und fragte die Witwe, ob sie nicht glaube, daß ein H leichter zu schreiben sei als ein J. In einem Nu zerdrückte ihr Kopf die Oleanderblüte in meinem Knopfloch, und ich beugte mich über sie und — aber ich tat es nicht.



Fritz Hippel nahm die zärtlichen Verhandlungen mit der Witwe Jessup wieder auf

„Wenn es dir nichts ausmacht“, sage ich und stehe auf, „so wollen wir mit der Fortsetzung warten, bis Paule kommt. Ich habe bis jetzt nichts Unehrenhaftes gegen unsere Freundschaft getan.“

„Ich hätte gute Lust“, sagt Frau Jessup, und sieht mich dabei im Halbdunkel so eigen an, „dich zu bitten, du möchtest zur Hölle gehen und nicht wiederkommen — aber es spricht etwas sehr für dich.“

„Und das ist?“ frage ich.

„Du bist ein zu guter Freund, um nicht auch einen guten Ehemann abzugeben“, sagt sie.

Gleich darauf war Paule Fink auf seiner angestammten Seite von ihr. „In Silver City, Sommer 1898“, beginnt er, „zerfetzte Jim Bartholomew das Ohr eines Chinesen im Wirtshaus ‚Zum Fröhlichen Hund‘ wegen eines Zephrhemdes mit Kreuzmuster, das . . . Was war das für ein Geräusch?!“

Ich hatte die Verhandlungen mit Frau Jessup an dem Punkt wieder aufgenommen, an dem wir sie abgebrochen hatten. „Sie ist einverstanden“, sagte ich, „daß es von nun an Herr und Frau Hippel heißt. — Und das ist ein anderer Kuß von derselben Sorte.“

Paule windet seine Beine um das Bankgestell und gibt ein Stöhnen von sich. „Fritz“, sagt er, „wir sind Freunde seit sieben Jahren. Hast du was dagegen, wenn ich dich ersuche, Frau Jessup nicht gar so laut zu küssen? Ich würde dasselbe für dich tun.“

„Schön“, sage ich, „leise wird es auch geh'n.“ „Dieser Chinesen“, fährt Paule fort, „war derselbe, der im Frühjahr 1897 einen Mann namens Mullins erschoss, und das war . . .“ Er unterbrach sich wiederum. „Fritz, wenn du

ein wirklich treuer Freund von mir wärst, so würdest du Frau Jessup nicht so heftig umarmen. Ich spüre es ja, wie die Bank von einem Ende zum andern wackelt. Du erinnerst dich, daß du gesagt hast, du würdest mir die gleiche Chance geben, solange es überhaupt eine Chance gibt.“

„Sie, Herr“, sagt die Witwe und dreht sich zu Paule herum, „werden Sie vielleicht in fünfundzwanzig Jahren von heute, wenn Herr Hippel und ich silberne Hochzeit feiern, in Ihren dicken Schädel bekommen, daß Sie keine Chance haben? Ich glaube, es wäre höchste Zeit, daß Sie sich drücken.“

Nun, einen Monat später war die Trauung in der Kirche von Los Pinjos; die ganze Stadt war dabei. Wir halten unsern feierlichen Einzug, und der Pfarrer beginnt seine Rituale und Offertorien zu singen, da schau ich mich um, und Paule Fink ist nicht da. „Wir müssen auf Paule warten“, sage ich. „Ein Freund heute und immerdar — das ist Fritz Hippel“, sage ich. Die Augen meiner Braut schauen bissig drein, aber der Pfarrer hört ganz nach Auftrag mit den Inkantationen auf.

Und dann stürmt Paule herein, er wird gerade mit der letzten Manschette fertig. Er stellt sich neben die Braut, und die Zeremonie kann weitergehen. Ich stelle mir vor, daß Paule mit der letzten Möglichkeit gerechnet hat: der Pfarrer könnte ihn versehentlich mit der Witwe trauen.

Nachher hatten wir Tee und Antilopenbraten und Büchsenaprikosen, und dann verzieht sich alles. Als letzter geht Paule und schüttelt mir die Hand, und erzählt mir, daß es ehrliches Spiel war, und daß er stolz ist, sich meinen Freund nennen zu dürfen.

Es wird so gegen zehn Uhr abends gewesen sein, da sitze ich vor der Haustür und habe die Stiefel ausgezogen, und drinnen macht sich Frau Hippel zu schaffen. Dann geht drinnen das Licht aus; und ich sitze da und denke an alte Zeiten. Meine Frau ruft: „Kommst du nicht bald herein, Fritz?“ „Ja, ja“, sage ich und stehe auf; komisch, aber ich habe noch auf den alten Paule gewartet, wie früher immer . . .

Und dann glaubte ich, daß mir einer mit einem großkalibrigen Revolver das linke Ohr abgeschossen hat. Aber es stellte sich heraus, daß es bloß ein kräftiger Schlag mit dem Schürhaken in der Hand von meiner Frau war.“

(Übersetzt von Karl Wicherhauser)

869

AN DIE
Siebzehnjährigen

Von Juanito

In euren Köpfchen spuken die übermütigsten Launen.
Ihr lacht silbern hell über Gutes und Böses, – man muß staunen.
Ihr löst die Rätsel der Welt spielend im Augenblick,
Ihr habt den bezauberndsten Glanz im Aug' und das
weißeste, schmalste Genick.

Ihr sprecht sehr klug und interessiert euch glühend für jeden
Skandal.

Ihr tut, als seid ihr gewitzt durch Erfahrungen ohne Zahl.
Aber man traut euch nicht recht. Ihr wollt mehr scheinen als
ihr seid.

So verlangt es euer Nimbus und die liebe Eitelkeit.
Ihr flirtet hinreißend. Doch gibt man sich euch gefangen,
So fliegt wieder das silberne Lachen über eure Wangen, –
Und ihr zieht euch zurück, als seid ihr die Unschuld in Person.
Nimmt man euch aber nicht ernst, so zeigen sich flammender
Hohn

Und Verachtung auf euren anmutig gekräuselten Lippen.
Am besten, man läßt euch verführerisch mit euren schlanken
Beinen wippen

Und nimmt euch als reizende Bilder. In euch blüht die
berückende

Unklarheit der Welt. Ihr seid Rätsel, aber entzückende!



Phot. Hedda Walther

„... ihr habt den bezauberndsten Glanz im Aug'...“

Bildnis aus dem neuen Buch von A. Eggebrecht: Junge Mädchen, Verlag Dietrich Reimer, Berlin

Seit 20 Jahren tat Schreyvogel treu und gewissenhaft seine Pflicht. Sein Leben lang gab es keine Probleme für ihn. Und da trat eines Tages eine Frau vor seinen Schreibtisch, so schön und verlockend, daß Schreyvogel . . .

Zeichnung: Réz

Ein treuer

Dora hat Paßschwierigkeiten. Das ist eine ganz verwickelte Geschichte, weil sie durch ihre Heirat Ausländerin geworden, aber inzwischen schon wieder geschieden ist. Und außerdem hat sie falsche Angaben über Alter und Herkunft gemacht. Die Schwierigkeiten sind so groß, daß sie sich zu einem persönlichen Bittgang zur Behörde entschließt. Sie weiß, es sitzen Beamte im Konsulat, Beamte, die im Nebenberuf vermutlich Männer sind. Darum verläßt sich Dora auf den Eindruck ihrer Persönlichkeit, sie hat Vertrauen zu der magischen Wirkung ihrer schmalen Hüften, sie stützt sich auf den oft erprobten Zauber ihrer grünlich-grauen Augen. Das hat schon manches Mal genützt in Fällen, die erst völlig aussichtslos erschienen waren. Also macht sie sich guten Mutes auf den Weg.

Im Konsulat drückt man ihr ein Stückchen Pappe mit der Nummer 287 in die Hand. Sie betrachtet es mißvergnügt. Sie ist immer gern



Beamter stolpert

die erste gewesen, in jeder Hinsicht und unter allen Umständen. Hier bekommt sie die Nummer 287 und es warten vor ihr mehr als zwanzig Menschen darauf, vorgelassen zu werden. Das bedeutet wahrscheinlich eine volle Stunde Zeitverlust. Unangenehm! Dabei ist die allgemeine Stimmung hier noch viel nervöser, als in dem Wartezimmer eines Arztes oder Rechtsanwalts.

Immerhin, auch das geht ja vorüber! Sie benutzt die Zeit, um sich schön zu machen. Zwar, sie hat das schon zum größten Teil zu Haus getan, aber da ist immer noch ein Löckchen, das nicht richtig liegt, ein Schleifchen, das verrutscht ist. Die Nasenspitze muß erneut gepudert werden, der Hut ein bißchen aus der Stirn gerückt . . . Viel ernste Arbeit liegt dem Tand zugrunde. Dora kennt die entscheidende Bedeutung dieser Nichtigkeiten ganz genau.

Der Rest der Wartezeit geht vergnüglicher vorüber, als sie gedacht hat: Sie hüstelt — und ein junger Mensch bietet ihr Mentholbonbons an. Sie gähnt — und ein älterer Mensch reicht ihr die neue Mittagszeitung zur Lektüre. Sie tritt ans Fenster — und ein Mensch in mittleren Jahren fragt, ob er es öffnen soll. Dabei ärgern sich die anwesenden Damen in sämtlichen Altersabstufungen entsetzlich. Besonders, weil der ältere Mensch einen Ehering trägt. Es ist wahr, er hätte die Handschuhe anbehalten sollen!

Endlich wird Dora vorgelassen. Das heißt ein Amtsdienner ruft ihre Nummer auf, 287, und führt sie in ein Zimmer, in dem ein Mann mit angegrautem Haar und müden Augen sitzt. Was wird er sein? Ein Sekretär, natürlich. Er trägt einen Zwicker mit Silberrand und blättert in dem Aktenbündel, das vor ihm auf dem Schreibtisch liegt. Bei Doras Eintritt nimmt er den Zwicker ab und mustert sie, erst flüchtig und gewohnheitsmäßig, dann genauer.

„Guten Tag“, sagt Dora freundlich.

Der Sekretär setzt den Zwicker wieder auf und vertieft sich in sein Aktenbündel. „Bitte, nehmen Sie Platz“, fordert er Dora nüchtern auf, ohne den Gruß zu erwidern, aber sie fühlt,

daß dieser graue Knurrhahn schon um die Angel streicht. Sie findet seinen steifen, hohen Kragen lächerlich, setzt sich mit Sorgfalt in die Nähe des Schreibtisches und erzählt ihren Fall ganz ohne Beschönigung.

„Ja, ich weiß“, sagt der Sekretär. Er nimmt den Zwicker wieder ab und wendet sich Dora zu. „Ich erinnere mich. Diese Sache ist vor ein paar Tagen auf dem Dienstwege durch meine Hände gegangen. Es tut mir leid, da läßt sich kaum noch etwas machen. Der Paß kann nicht verlängert werden. Er ist ungültig.“

Dora versucht ein bewährtes, kleines Lächeln und macht den ersten Vorstoß: Ob es nicht doch noch ginge —? Eine Ausnahme unter besonderen Umständen? Sie würde sich so gern erkenntlich zeigen . . .

Aber das war verkehrt, das war plump. Der Sekretär runzelt die Stirn und setzt den Zwicker wieder auf. Er sieht aus, als wolle er etwas sagen, „Beamtenbestechung“ zum Beispiel, oder „Unverschämtheit“. Aber er schweigt.

Da versucht Dora es auf andere Weise. Sie läßt den Kopf hängen und ist ein verängstigtes, gehetztes Vögelchen: „Bitte, verstehen Sie mich doch recht“, zirpt sie mit süßem Stimmchen. „Ich weiß ja gar nichts von all diesen Sachen! Wenn Sie mich beraten könnten? Vielleicht ist ein Einspruch möglich, ein Rekurs? Können Sie mir wirklich gar keinen Weg zeigen, der Aussicht auf Erfolg hat? Ich kenne ja hier keinen Menschen, der mir hilft. Ich stehe ganz allein in dieser fremden Stadt, bedenken Sie: allein —!“

Der Sekretär ist noch nicht völlig besänftigt, aber sie hat es doch erreicht, daß er den Zwicker wieder abnimmt.

„Sind Sie denn nicht verheiratet? Ich glaube es stand etwas davon in den Akten.“

„Nein, ich war es. Bis vor einem halben Jahr. Wir sind geschieden.“

Dora seufzt. Ihre Worte bleiben in der Luft hängen wie ein Netz. Der Köder darin lockt: Geschieden! — Erst nach einer kleinen Pause spricht sie weiter: „Ach, sie war so jung und unerfahren, damals! Neunzehn Jahre!“

„Neunzehn Jahre . . .“, wiederholt der Sekretär versonnen, „neunzehn Jahre. Ja,

gnädige Frau, das letzte Wort in Ihrer Angelegenheit hat eigentlich der Konsul, aber ich will versuchen . . . Wir könnten die Sachlage vielleicht einmal privat besprechen. Unter Umständen ergeben sich dabei neue Gesichtspunkte. Sie haben doch Zeit? Abends einmal? Vielleicht heute? Jeder Tag ist von großer Wichtigkeit!“

Dora erklärt sich einverstanden. Sie kennt da eine kleine Konditorei . . .

Und der Sekretär verspricht zu kommen. Er erhebt sich von seinem Platz am Schreibtisch und geleitet sie zur Tür. Dann verbeugt er sich und sagt: „Mein Name ist Schreyvogel.“

Dora drückt ihm die Hand, lächelt ihn strahlend an und geht.

Der Sekretär

Schreyvogel hat in seiner äußeren Erscheinung in letzter Zeit eine vorteilhafte Veränderung durchgemacht. Er trägt jetzt jugendliche, weiche Kragen, und die Farbe seiner Kravatten ist lebhafter geworden.

Außerdem hat er den Zwicker durch eine moderne Hornbrille ersetzt. Das gibt ihm ein ungemein gelehrtes Aussehen. Freilich, manchmal fischen seine Finger noch gewohnheitsmäßig zwischen den Aktenbündeln nach dem vertrauten Gegenstand. Dann erinnert er sich, daß ihm ja die Brille auf der Nase sitzt, und er lächelt, fühlt sich aber nicht recht wohl dabei.

Er hat sich wiederholt mit Dora getroffen. Nicht nur in der kleinen Konditorei. Ja, diese Angelegenheit ist ihm allmählich über den Kopf gewachsen. Er hat erst halbe Zusagen gemacht, dann feste Versprechungen gegeben und die Versprechungen schließlich einlösen müssen: Dora ist wieder im Besitze eines gültigen Passes mit Stempel und Unterschrift vom Konsulat.

Aber der Konsul hat Schreyvogel heute morgen zu sich rufen lassen und ihn in der Sache Dora de Carasco um eine Auskunft ersucht. Und Schreyvogel hat nur eine unbefriedigende Auskunft geben können. Der Konsul hat ihn daraufhin kurz mit dem Bemerkten entlassen, daß er die Angelegenheit noch näher werde prüfen müssen. Sein Gesicht war ernst, fast traurig, und Schreyvogel hat sich sofort krank gemeldet. Nur noch einmal ist er in sein Zimmer zurückgekehrt, um Hut und Mantel zu holen.

Schreyvogel hat sich krank gemeldet, und er ist es vielleicht auch. Eine schreckliche Unruhe hat ihn erfaßt. Seit fünf Stunden geht er ziellos durch die Straßen und mag nicht mehr

nach Haus in seine Wohnung. Er fürchtet sich davor. Die Einsamkeit, die Dunkelheit, die Stille . . . Zweimal hat er zwischendurch bei Dora angerufen. Erst war sie nicht zu Haus, und dann hat sie sich nicht gleich mit ihm treffen wollen. Aber als er sagte, daß es sich um Tod und Leben handelt, beeilt sie sich zu kommen.

Sie sitzen in demselben kleinen Café, in dem sie sich das erstemal getroffen haben, und für Schreyvogel liegt eine wehmütige Befriedigung darin. Erinnerungen drängen sich ihm auf . . . Wie sie ihn um ein Streichholz bat, und wie er — in dem Eifer, ihr zu helfen — beinahe das Tischtuch angezündet hätte. Wie sie ihn mit seiner Unbeholfenheit geneckt und ihm, als er beleidigt tat, einen Zug aus ihrer Zigarette geschenkt hatte.

Jetzt allerdings sieht alles anders aus! Er schildert Dora das Bedrohliche der Lage. „Du mußt mir den Paß zurückgeben oder ihn vernichten. Sag wenigstens, daß du ihn verloren hast!“

Aber Dora weigert sich entschieden. Sie will nicht einsehen, daß der Paß ihr ohnedies nichts nützen wird. Es fällt ihr schwer, dies teuer erkaufte Ausweisbüchlein wieder herzugeben. Teuer erkauft, denn der Sekretär ist wahrhaftig weder jung noch schön. Ein höchst langweiliger Geliebter! Sie schüttelt ablehnend den Kopf.

Es wird dunkel, und der Kellner unterläßt es, die Beleuchtung einzuschalten. Wahrscheinlich glaubt er, daß er dem Pärchen damit gefällig ist. Vielleicht erinnert er sich auch, daß er die beiden hier schon mal gesehen hat.

Doras Gesicht wird immer härter und böser, je mehr die Dämmerung fortschreitet und die feinen, liebenswürdigen Züge verwischt. Vergeblich bittet Schreyvogel, vergeblich droht er. Sie schüttelt nur den Kopf, fest entschlossen, sich nichts abpressen zu lassen. Da steht er endlich auf und geht. In plötzlich aufsteigender Angst ruft sie ihm nach: „Was willst du tun?“ — Er hört nicht mehr, oder will es nicht hören.

Den ganzen

Abend, bis in die Nacht hinein, ist Schreyvogel allein durch die Straßen gegangen.

Es lag ein dichter Nebel über der Stadt, und im Widerschein der hunderttausend Lichter strahlte der Himmel rostrot wie bei einem Brande. Schreyvogel fürchtete sich davor, nach Haus zu gehen. Er trieb sich lange Zeit auf einem großen Platz umher. Der Boden zitterte tief unten unter seinen Füßen,

zugleich mit einer Wolke schaler, abgestandener Luft drang das dumpfe Rollen der Untergrundbahnzüge aus vergitterten Schächten zu ihm empor. Einmal lockte ihn ein Feuermelder an, der wie ein Leuchtturm aussah und rotes Blinklicht in das Dunkel warf, ein andermal erschreckte ihn das Dröhnen eines Nachtflugzeugs, das tief über den Häusern im Nebel seinen Weg zum Flugplatz suchte. Visionär umschwebte ihn das ernste, traurige Gesicht des Konsuls, und seine Ohren waren angefüllt mit Worten wie „Disziplinarverfahren“, „Untersuchung“ und „Gefängnis“. Er dachte bekümmert an die kalte Ablehnung, mit der Dora seiner Not begegnet war, und kam sich schrecklich einsam und verlassen vor.

Was tun? Was tun?

„Ein ungetreuer Beamter“, „Aus Liebe zum Verbrecher geworden“ — so oder ähnlich würde es bald in den Zeitungen zu lesen sein, und der gute Name Schreyvogel war hoffnungslos beschmutzt. Vielleicht gab es auch eine andere Schlagzeile für die Blätter: „Liebestragödie in der Anklamer Straße, Verzweiflungstat eines betrogenen Betrügers“ . . .

Schreyvogel blieb zitternd stehen, ratlos, endgültig in die Enge getrieben.

Wozu noch leben? dachte er, Angst und Bitterkeit im Herzen. Wozu noch kämpfen? Und mit geschlossenen Augen stürzte er sich mitten in den brausenden Verkehr der Straße.

Kinos und Theater waren gerade aus, und die Autos jagten in dichten Rudeln über den schwarzen, glänzenden Asphalt, von Zeit zu Zeit einen kurzen Brüllton hören lassend. Aber die Augen der Chauffeure waren scharf auf die Lichtkegel gerichtet, die ihre Scheinwerfer aus dem Halbdunkel der Straße rissen, und als der blind taumelnde Schatten eines Mannes vor ihnen auftauchte, da ließen sie die Vierradbremmen kreischen, fluchten samt und sonders grauenhaft und hielten fast auf der Stelle. Nur ein großer, blauer Kotflügel streifte ihn.

Das brachte Schreyvogel rasch zur Besinnung. Er machte einen großen Satz und ein paar schnelle Schritte und stand, völlig außer Atem, weiß im Gesicht, auf einer kleinen Schutzinsel neben dem verkehrsregelnden Polizeibeamten, der vor Schreck die Arme sinken ließ.

„Zum Donnerwetter, Mann, so passen Sie doch auf! Sie wollen wohl wissen, wie's im Himmel aussieht? Immer sachte, Freundchen, so einfach ist das nicht! Wo kämen wir denn hin, wenn das jeder machen wollte?“ schnauzte

der Schupo, gab Schreyvogel einen gutmütigen Klaps auf die Schulter und schob ihn weiter.

Schreyvogel senkte beschämt den Kopf.

„Wo kämen wir denn hin, wenn das jeder machen wollte . . .“

Wahrhaftig, ja, man muß für seine Fehler geradestehen, man muß sie auf sich nehmen, dachte er erleichtert und gefaßt, man muß sie tragen und nicht versuchen, eine Dummheit durch eine zweite wieder auszulöschen. Er nahm sich vor, gleich morgen früh dem Konsul alles zu gestehen, es würde wohl so schlimm nicht sein!

Diese Gedanken stimmten ihn fast heiter. Er steckte die moderne Brille in die Westentasche und setzte den gewohnten Zwicker wieder auf. Das war mehr als ein schlichter Vorgang: es war ein Symbol.

Tage später sass er wieder in seinem Stammcafé, allabendlich allein, zufrieden mit sich und seinem wieder stereotypen Lebenswandel. „Abenteuer zahlen sich nie aus“, das war das neue Leitmotiv seines Lebens.



In Weltabgeschiedenheit lebt hier ein Leuchtturmwächter. Die Sehnsucht nach der großen Welt zehrt an ihm. Mit einem Mal hätte er den Weg zum Land seiner Träume gehen können, aber ...

Nicht für eine

MILLION

Von Carl Lindow

Zeichnung: Günther Schulz

Das Inselchen

Ku-Lang-Suh mit seinen aus weißen Quadern erbauten Häusern glänzte und leuchtete im intensiven Licht der asiatischen Morgensonne wie ein blitzblankes, von Kinderhand hingebautes Spielzeug.

Logan, der Leuchtturmwächter, saß auf der Veranda seines winzigen Häuschens und beobachtete mit gespanntem Interesse eine Luxusjacht, die gerade an einer der im Hafen verankerten Bojen festmachte. Selten, daß derart elegante Fahrzeuge ihren Weg hierher fanden. Außer Kauffahrteischiffen, chinesischen Dschunken und hin und wieder einem Kriegsschiff, lief kaum jemals etwas Sehenswertes den Hafen hier an. Bewundernd ließ Logan seine Blicke über die eleganten Linien des Schiffes gleiten. Der weißgestrichene Rumpf, das spiegelblank gescheuerte Deck, die weißgekleideten Matrosen, die eher auf die Bühne eines Operettentheaters als auf ein richtiggehendes Schiff zu gehören schienen, alles dies machte den Eindruck enormen Reichtums. „Sicherlich das Eigentum irgend eines Millionärs“, dachte der Beobachtende mit einem leichten Gefühl des Neides. Herr des Himmels, wer das Geld hätte, so leben, so reisen zu können! Das war doch noch was, das lohnte sich doch zu leben! Nur einmal wieder genügend Geld haben, so in die Welt hinausfahren zu können! Sich alles leisten zu können, wonach das Herz stand, große Städte, Vergnügungen, Frauen. — Dies Dasein mit seinen unendlich vielen Reizen und Lockungen

noch einmal bis zur Neige auskosten zu dürfen, so wie er, Logan, es früher gedurft hatte. Nur noch ein einziges Mal! Ein Seufzer hob seine Brust — und jetzt? — Leuchtturmwächter. Drei Monate saß er einsam auf seinem Posten; das Heulen des Windes und das Branden des Meeres, die den Leuchtturm weit draußen umtobten, waren außer dem gellenden Gekreisch der Seevögel die einzigen Geräusche, die an sein Ohr schlugen. Drei lange, tote Monate hindurch. Dann folgte vierzehntägige Erlösung, wenn der kleine Kutter einen Stellvertreter brachte, damit Logan seine vierzehn Tage an Land in seinem Häuschen auf Ku-Lang-Suh verbringen konnte. Diese zwei Wochen allvierteljährlich waren der einzige Lichtblick in seinem öden Dasein, war alles, was ihm das Leben gelassen hatte. Früher, eine ganze Reihe von Jahren früher, da hatte er selbst gewußt, was das Leben hieß, da hatte er mitten drin gestanden, bis dann — ja, bis dann plötzlich alles aus gewesen war.

Langsam erhob sich Logan, und jetzt erst konnte es einem Beobachter auffallen, von welch kolossalen Ausmaßen die Figur dieses Mannes war. Reichlich über sechs Fuß, von wahrhaft riesenhafter Schulterbreite machte er den Eindruck, als wäre er der letzte Sproß eines sagenhaften Titanengeschlechtes. Der massige granitne Schädel saß wie aus dem Gefels der Insel gehauen auf den Schultern. Pechschwarzes Haar und tiefgemeißelte Züge standen zu den im hellsten Blau strahlenden



„Mann, 150 000 Dollar sind doch kein Pappenspiel! Unterschreiben Sie und kommen Sie mit in die große Welt!“

Augen in eigentümlich reizvollem Widerspruch. Die bei jeder Bewegung des gewaltigen Körpers sich verratende gezügelte latente Kraft vervollständigte den Eindruck des Ungewöhnlichen, den man beim Anblick dieses Mannes unbedingt empfand.

Die Jacht setzte ein Boot aus.

Gemächlich schlenderte Logan dem nahen Strande zu, dahin, wo ein schmaler Anlegesteg sich in das Wasser der Bucht schob. Eine Anzahl Passagiere, Herren und Damen, kamen das Fallreep herunter und nahmen im Boot Platz. In tadellosem Gleichtakt der Riemen kam es auf den Landungssteg zugeschossen. Helle Gewänder, helle Stimmen und Gelächter.

zehn Tage „Welt“ waren morgen abgelaufen.

Am Nachmittag

stand Logan rauchend an der Pforte seines kleinen Gärtchens. Morgen ging's wieder hinaus in die drei Monate Einsamkeit. Er, der die Einsamkeit haßte, der sich mit einem fast unbezwingbaren Lebenshunger am wohlsten unter Menschen, im dichten Getriebe der Großstadt fühlte. Na, wenn schon. Was wurde ihm denn hier groß geboten? Was bedeuteten ihm eigentlich diese zwei Wochen, die er immer so sehnlichst erwartete? Eigentlich nichts.

— Eine Gesellschaft von sieben Personen, angeregt lachend und plaudernd, defilierte an Logan vorbei. Außer einigen herumlungernenden Sampankulis war er der einzige Anwesende. Erstaunte Blicke musterten seine riesige Gestalt. Logan sah der Gesellschaft nach. „Amerikaner, Landsleute“, murmelte er vor sich hin. Ein kleiner untersetzter Herr, eine enorm große Hornbrille tragend, blieb einige Schritte weiter stehen und drehte sich forschenden Blickes nach Logan zurück. Fast schien es dem Leuchtturmwächter, als habe jener die Absicht, ihn anzusprechen, aber sich anscheinend eines Besseren besinnend, machte er kehrt und eilte der Gesellschaft nach. Ein langer Blick Logans glitt über die spiegelblanke Wasseroberfläche zu dem schmucken Fahrzeug hinüber. Fast qualvoll deutlich standen Wunsch und Verlangen in seinen blauen Augen. Schön war die Welt, unaussprechlich schön, aber leider nur für einige Ausgewählte. — Seine vier-

Ein Herr und eine Dame kamen das Fallreep herunter, stiegen in das bereitliegende Boot und wurden herübergerudert. Wieder, wie schon einmal heute morgen, tauchten in fabelhaftem Gleichtakt die Riemen in die Flut, bestrichen die Ruderblätter in zartester Berührung den Wasserspiegel. Der Herr und die Dame, es waren dieselben, die sich heute morgen flüsternd über ihn unterhalten hatten, stiegen aus und bogen sofort vom Wege ab. Was bedeutete das? Bekam er etwa Besuch? Unruhe stieg in ihm hoch. Geradewegs auf Logan zu stelte der kleine Herr mit der mächtigen Hornbrille. —

„Ich bin Mordan, Gustav Mordan, Generaldirektor der ‚Astra Filmgesellschaft‘, New York“, stellte er sich vor, seine smarte Jachtmütze grüßend mit einem Finger berührend, „werden meinen Namen schon gehört haben.“

„Bedaure, bisher noch nicht“, lächelte Logan, befreit aufatmend, von seiner sechs Fuß Höhe herunter.

„Nicht? Macht nichts, dann hören Sie ihn jetzt. Und dies“, fuhr er fort, mit einer Handbewegung auf seine Begleiterin zeigend, „dies ist Miss Klinton, Peggy Klinton, erster Filmstar am Cinemahimmel.“

Logan nahm die Pfeife aus dem Mund, machte eine artige Verbeugung und nannte seinen Namen, den Namen, den er nun schon seit einer Reihe von Jahren trug. „Es handelt sich“, fuhr der Hornbebrillte fort, „um Ihre Figur und Ihren Kopf, mit einem Wort, um Ihre ganze Person, so wie Sie da stehen.“

Logans Blick glitt freundlich und abwartend von dem Kleinen zu seiner hübschen Begleiterin und wieder zurück.

„Da steckt Geld drin!“ schmetterte die Hornbrille.

Logan wurde zum sechs Fuß langen Fragezeichen. „Geld?“

„Ja, mein Herr, Geld, sehr viel Geld!“ versicherte Mordan. „Für den Film nämlich. Der Film braucht Sie! Ich brauche Sie! Yes, Sir“, schloß er bekräftigend und sah Logan erwartungsvoll ins Gesicht. Ein Begreifen huschte über des Riesen kantige Züge. Er schüttelte langsam den Kopf.

„Nicht so schnell“, mahnte Direktor Mordan, „nur nicht so schnell, mein Lieber, warten Sie erst ab, was ich Ihnen biete. Ihren großen Kopf da oben können Sie immer noch rechtzeitig genug schütteln.“ Die Augen hinter der Hornbrille schoben sich zu kleinen Punkten zusammen und maßen den vor ihm Stehenden von oben bis unten.

„Ein Jahr Kontrakt! 50 000 Dollar!“ bellte er plötzlich.

Logans blaue Augen weiteten sich für einen Moment. Dann hob er bedauernd die Schultern. „Ich bin kein Schauspieler.“

„Schauspieler!“ krächte Gustav Mordan entsetzt. „Wer sagt Schauspieler? Wenn Ihre 250 Pfund Titanentum auf die Leinwand geworfen werden, bleibt keine Notwendigkeit für Schauspielkunst — und außerdem nicht viel Raum!“ grinste er.

„Es tut mir wirklich leid“, begann Logan.

„Schon gut, schon gut“, seufzte das Haupt der Astra Filmgesellschaft. Alte Sache das, so geht es immer, können den Hals nie voll kriegen. Also 80 000 Dollar für einen Jahreskontrakt! Was sagen Sie nun, Herr Sechsfuß? Ein leichter Schwindel befiel Logan. 80 000 Dollar! Das Glück winkte, winkte ihm mit freundlicher Hand. Alles, alles, was er durch die langen Jahre seines Einsiedlertums geträumt, ersehnt hatte, hier wurde es ihm geboten; leicht, mühelos fiel es ihm in den Schoß, er brauchte nur zuzugreifen. Reisen, Vergnügungen, Frauen, alles, alles. — Und doch — er durfte nicht. Gustav Mordan, gewiegter Menschenkenner, sah das Verlangen, das heiße Begehren in den blauen Augen des Riesen und warf Peggy einen bedeutsamen Blick zu: Den hätten wir. Natürlich, wie konnte es auch anders sein. Den Angeboten der Astra Filmgesellschaft widerstand so leicht keiner. Desto größer war das Erstaunen der beiden Vertreter der Filmwelt, als wiederum ein bedauerndes Kopfschütteln die Antwort war. Der Direktor war außer sich. „Mann, Mann!“ zeterte er, „sind Sie von Sinnen? 150 000 Dollar sind doch kein Pappenstiel, die man mit einem Kopfschütteln beiseite schiebt? Sowas schlägt man doch nicht aus! Was sagen Sie dazu, Peggy? Ich für mein Teil bin sprachlos.“

„Vielleicht“, meinte Peggy, indem sie Logan anlächelte, daß diesem warm unter der Haut wurde, „vielleicht ist der Herr Millionär oder verdient hier draußen dermaßen viel Geld, daß er ...“ „Ich bin Leuchtturmwächter“, unterbrach Logan sie mit ruhiger Stimme. „Hören Sie das, Peggy? Leuchtturmwächter!“ stöhnte die Hornbrille und machte hilflose Bewegungen mit der Hand. „Mann Gottes, wachen Sie endlich auf! Unterschreiben Sie, und kommen Sie dort aus diesem gottverlassenen Erdenwinkel! Hinaus in die Welt, Logan, wissen Sie denn, was das bedeutet, was das heißt?“ Ein Weh zog durch des starken Mannes mächtige Brust. Hilflos irrten seine Blicke umher, ob er es wußte ...?

Mordan nahm einen neuen Anlauf. „Seien Sie aufrichtig, Mann, ist Ihnen das Angebot nicht hoch genug? Ist alles dies nur eine Finte, um mehr herauszuquetschen? Viel höher kann ich nicht gehen, Logan, aber ich bin kein Unmensch und ich brauche Sie. Also, nennen Sie Ihren Preis.“

„Und wenn Sie mir eine Million bieten“, rang es sich gequält aus des Riesen Mund, „es geht nicht, es geht nicht!“

Mordan erkannte, daß es vergebens war, weiter in ihn zu dringen. „Die Gründe, die Sie bewegen, mein Anerbieten auszuschlagen, müssen zwingend und schwerwiegend sein“, sagte er ernst und bot seinem Gegenüber die Hand. „Schade, schade, ich hätte Sie gern mitgenommen. Auf Wiedersehen!“ — — —

Bei sinkender Sonne stand Logan am Strande und sah, wie die Jacht durch die dunkelnden Wasser dahinglitt, hinaus in die Welt, die schöne Welt, die von nun an wieder seine Welt hätte sein können, wenn nicht . . .

In den Büros des Erkennungsdienstes der New-Yorker-Zentral-Polizei-Station lagen in einem Fach die Photographie und Personalbeschreibung eines Mannes von sechs Fuß zwei Zoll Größe. Es kam vor, daß dieser oder jener Beamte bei Durchsicht von Akten dieselben in die Hand nahm, um sie mit einem ärgerlichen Stirnrunzeln wieder hinzulegen. Sehr, sehr viel hätte die New-Yorker Polizei darum gegeben, den Aufenthalt eben dieses Mannes zu erfahren.



Tochter des Leuchtturmwächters: „Ob Papa wohl schimpfen wird, wenn wir das Licht ausdrehen?“

Lesen Sie diese Geschichte, und Sie werden erkennen, daß es noch Menschen gibt, die, wenn nötig, über den Fehltritt eines anderen mit Verständnis hinwegsehen können und das Herz der Nächstenliebe besitzen

ARME KLEINE Betty

Von Anna Drawe

Betty Warner

war eine gute Seele, aber sie war hungrig, und die Schweinslederne Briefftasche, die aus der Hosentasche des Mannes hervorlugte, der im großen Warenhaus vor ihr ging, reizte ihre Begierde. Ihr war auch kalt, ihre Kleidung war unzulänglich, aber sie besaß nichts anderes. Sie war bei siebzehn „Offenen Stellenanzeigen“ gewesen.

Sie war nicht in das Warenhaus gekommen, um Einkäufe zu machen — sie hatte nicht einmal genug Geld in ihrem alten, abgetragenen Handtäschchen, um das Quartier einer Nacht zu bezahlen —, sie war gekommen, um sich zu wärmen, sie fror bis ins Innerste. Sie bemühte sich, nicht auf die Briefftasche zu schauen, aber sie blickte so einladend zwischen den Rockschoßen des Mannes hervor, und man sah es dem Mann an, daß er in der Lage war, sie zu verlieren. Der Preis des Anzuges, den er trug, hätte ihr für sechsmonatigen Lebensunterhalt genügt, und der Brillant an seinem Finger könnte sie drei Jahre erhalten.

880



„Dieses Mädchen ist keine Taschendiebin“, sagte die alte Frau. „Hier, durchsuchen Sie Ihre Handtasche!“

Sie ging dicht hinter der Briefftasche. Sie bemühte sich, nicht zu sehen, blickte sie die Leute um sich herum an; eine freundlich aussehende, kleine alte Frau in Schwarz, zwei mit billiger Eleganz gekleidete Backfische, die lebhaft miteinander plauderten. Wenn nicht ein Augenblick gekommen wäre, in dem die kleine alte Frau nach einem Taschentuch herum suchte und die Backfische verschwunden waren, so hätte sie die Briefftasche nicht genommen. In diesem Augenblick fiel jede Scheu und Hemmung von ihr ab. Sie nahm die Briefftasche mit einer hastigen Bewegung und ließ sie in ihrer Handtasche verschwinden.

Dieser fürchterliche Augenblick war nun vorüber, und sie war wieder das hübsche, rosige, zarte, junge Mädchen, das noch nie vorher in ihrem Leben etwas Schlechtes begangen hatte. Sie blieb stehen und tat so, als ob sie interessiert seidene Strümpfe anschauen würde. Am selben Ladentisch stand die kleine, alte Frau. War sie ihr absichtlich nachgefolgt?



„Sie sehen müde aus“, sprach die kleine, alte Frau. „Warum gehen Sie nicht in den Damenwarteraum und ruhen aus?“ — „Ich — ich kann nicht! Ich — ich muß gehen! Ich habe eine Verabredung“, stammelte das junge Mädchen. In der warmen Luft wurde ihr schwindlig, sie taumelte und ließ ihr Handtäschchen fallen. Die kleine, alte Frau hob es auf und reichte es ihr. „Trotzdem sollen Sie zuerst ein wenig ausruhen“, wiederholte die kleine, alte Frau.

Aber Betty hörte sie nicht. Sie hielt sich am Ladentisch an, zitternd vor Angst. Über den Köpfen der Menge hatte sie das besorgte Gesicht des Besitzers der Briefftasche wahrgenommen, und neben ihm schimmerte das Blau einer Schutzmannsuniform. Die Leute im

Zeichnungen von Wywiorski

Warenhaus erschienen ihr alle wie sehr entfernte, kleine schwarze Punkte. „Gehen Sie nicht weg von mir!“ bat Betty. „Gehen Sie nicht fort!“

Die kleine, alte Frau gab keine Antwort. Sie sah den Sicherheitswachmann an. Er berührte Betty Warner — die neunzehn Jahre ehrlich war — an der Schulter. „Dieser Herr“, sagte er brüsk, „hat seine Briefftasche verloren.“

Das Mädchen stammelte einige Worte, die ihr selbst fremd klangen. Dem Besitzer der Geldbörse schien sie leid zu tun. „Ich sage nicht, daß Sie die Briefftasche genommen haben, aber Sie waren ganz knapp hinter mir, als es geschah“, erklärte er. „Ich habe das Mädchen, Herr Schutzmann, gerade einen Augenblick früher bemerkt. Sie ging vor mir, dann blieb sie zurück, und eine Sekunde später war die Tasche fort.“ — „Unsinn!“ sagte die kleine, alte Frau. „Dieses Mädchen ist keine Taschendiebin. Hier, durchsuchen Sie Ihre Handtasche.“

Betty glaubte in den Erdboden zu versinken. Sie starrte besinnungslos vor sich hin, während der Schutzmann die Handtasche öffnete. Sie starrte noch immer, als der Schutzmann sie auf den Ladentisch warf und zu dem Besitzer der Briefftasche sagte: „Das junge Mädchen hat sie nicht.“

Sie sah die beiden Männer fortgehen, aber ihre stumpfen Sinne faßten es nicht. Alles, was sie erfaßte, war, daß die schäbige, alte Handtasche nur 50 Pfennig, Puder, Rouge und einen zerbrochenen Lippenstift enthielt. „Ich habe natürlich die Briefftasche herausgenommen“, sagte die kleine, alte Frau, indem sie das Mädchen zum Ausgang führte. „Der Schutzmann wird die Adresse des Herrn haben, und ich werde dafür sorgen, daß er sie zurück erhält. Sind Sie hungrig?“ — „J—a.“ — „Sie haben Ihren Mantel verkauft, nicht wahr? Sie scheinen stellunglos zu sein und ohne Geld?“ — „Ja...“ — „Hm! Ich habe mir das gedacht.“ — „Warum — warum haben Sie das für mich getan?“ — „Weil ich solche Fälle kenne. Es war das erstemal, nicht wahr?“ — „J—a.“ — „Versprechen Sie, daß es nie wieder der Fall sein wird?“ — „Nein, nein, niemals wieder!“ — „Sehen Sie“, sprach die alte Frau, „deshalb habe ich es getan. Und jetzt Kind, wollen wir etwas essen gehen.“ — „Wer — wer sind Sie?“ bettelte das Mädchen. Die kleine, alte Frau lächelte: „Ich bin die Warenhausdetektivin“, sagte sie...

881

Bei Sonnenuntergang auf Insel III

Eine Liebesgeschichte, die wir bei unserem Preisausschreiben mit dem 2. Preis ausgezeichneten. Edith Neumann (Königsberg) schrieb sie, diese Erzählung von dem kleinen reichen Mädchen und den starken Holzfällern

Zeichnungen:
Viktor Friese

Lautlos und behende wie ein schlankes Wiesel, die Kamera schußfertig in der Hand, windet sich Renate Lenzius durch die dichten Büsche. Jetzt biegt sie ganz, ganz vorsichtig einen Zweig zur Seite und späht durch die Lücke. „Schnapp!“ sagt die Kamera und schlingt die Beute wie ein hungriges, kleines Ungetüm in sich hinein. Noch ein paarmal schnappt sie zu, dann ist sie satt. Renates Augen glänzen. „Mein bestes Albumblatt“, flüstert sie triumphierend und birgt den Apparat in der Ledertasche. Nun hätte sie sich anstandshalber zurückziehen müssen, aber sie schämt sich gar nicht, auf ihrem Horchposten auszuharren. Sie schaut und schaut!

Auf der weiten Holzablage vor ihr haben sich zwischen den verstreut liegenden Stämmen fünf oder sechs bronzebraune Gesellen gerade zum Frühstück gelagert. Sie heißen mit weißen, gesunden Zähnen in schwarzes, derbes Brot und kernigen Räucherspeck. Renate bekommt ordentlich Hunger vom Zuschauen. Dicht vor ihrem Versteck, am steil abfallenden, wohl 20 Meter hohen Ufer, arbeiten noch zwei Männer. Ihre prächtigen Gestalten ragen scharf umrissen in die Helligkeit des Sommerhimmels.

„Herrlich!“ denkt Renate hingerissen, und ihr Blick ruht dabei unverwandt auf dem älteren der beiden Männer. Diese Helden-gestalt entzückt ihr sportbegeistertes Herz. „Wie ein Erzengel sieht er aus“, findet die Lauscherin. Schnurgerade sitzt Hieb an Hieb, bis der ganze Stamm getrennt ist, als wäre er mit dem Messer durchgeschnitten.

„Schluß!“ Die Äxte fliegen ins Gras, und der jüngere trollt sogleich zu Schwarzbrot und Räucher-



„Schnapp!“ sagt die Kamera. Renates Augen glänzen. „Das wird mein bestes Albumblatt“, flüstert sie



Dicht vor ihrem Versteck arbeiteten zwei dieser bronzebraunen Gesellen

speck. Der Ältere bleibt noch einen Augenblick stehen, reckt die mächtigen Glieder, streicht mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn und das dichte, braune Haar, und plötzlich stößt er einen lauten Juchzer aus, so hell und gellend, daß Renate vor Schreck mit dem Kopf gegen einen Ast fährt. Brüllendes Gelächter vom Frühstückstisch der Holzschläger antwortet, und es kommen Scherzworte geflogen, so derb und saftig, daß die arme Renate schleunigst den Rückzug antritt. Sie sonnt sich noch ein halbes Stündchen auf der hohen Uferkante mit dem herrlichen Blick über die Seen und Wälder und steigt

dann wieder in ihr Paddelboot. Von der Holzablage her schallt Lärm und Gepolter. „Ob sie wohl jetzt die Stämme ins Wasser rollen?“ denkt Renate und paddelt eilig am Ufer entlang, um sich das Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Sie kann die Ablage noch nicht sehen, denn eine schmale Landzunge hemmt die Aussicht. Wirklich bringen gerade jetzt die Leute oben den ersten Stamm in Fahrt. Er kommt mit großer Geschwindigkeit herab und schießt wuchtig ein Stück in den See, just in dem Augenblick, als ein kleines, rotes Paddelboot wie ein Pfeil hinter der Landzunge hervor auf ihn zufliegt.

Ein Stoß! Ein heller Schrei! Das Boot liegt kieloben. Paddelruder, Sitzkissen und allerlei Kram schwimmt rundherum.

„Mensch! Paul!“ schreit eine Stimme: „Die Marjell sackt weg!“ Aber schon hat sich der Angerufene wie ein Panther die Böschung hinabgeworfen und ins Wasser gestürzt. Er hat Glück und erwischt die Untergehende im letzten Augenblick am Haar. Sie ist ohnmächtig!

Um Mitternacht

hält Renate es vor Schlaflosigkeit nicht mehr aus im engen Hotelzimmer. Sie schlüpft in den Trainingsanzug und geht hinaus. Tief unten liegt der See mit der glitzernden Mondbahn.

„Um ein Haar wäre dieser See mein Grab geworden“, sinnt Renate und läßt die Ereignisse des Tages an sich vorüberziehen. Ihr Retter war jener stattliche Holzschläger gewesen, den sie am Morgen heimlich fotografiert hatte. Dieser merkwürdige Mensch mit dem Künstlerhaupt auf dem Athletenkörper. Er war ein einfacher Arbeiter und sprach die Sprache der Ungebildeten. Und dennoch war er kein gewöhnlicher Mensch. In seinem Arm war sie aus ihrer Ohnmacht erwacht, und er trug sie, da ihre Glieder noch den Dienst versagten, zu einer kleinen, sonnigen Lichtung, damit sie sich erholen und trocknen sollte. Den ganzen Weg dorthin hatten seine hellen Augen unter den pechschwarzen Brauen hervor sie freudestrahlend angesehen. Und der alte Vorarbeiter, der nebenher trottete, hatte stolz gesagt: „Ja, ja, der Paul Sikorski, der ist uns allen über, ohne den würden die Fische Sie jetzt fressen, Fräuleinchen!“ Und als sie später ausgeruht und erholt zum Holzplatz zurückkehrte, hatten die braunen Gesellen ihr einfaches Mittagbrot mit ihr geteilt und fröhliche Lieder gesungen, und es war wie ein Waldmärchen gewesen.

Am nächsten Tage,

kurz vor Feierabend, ist Renate mit einem Motorboot an der Holzablage, um ihr faltboot zu holen. Sie findet es schön gesäubert auf dem Sande liegend. Die Holzschläger, die gerade davonfahren wollen, kommen zum Strande herab, um ihr zu helfen. Sie händigt dem alten Vorarbeiter einen größeren Geldbetrag zur Verteilung aus, und es entsteht darob ein Freudenhallo, das meilenweit zu hören ist. „Wo ist denn Sikorski?“ ruft Renate, und ihre Blicke gehen suchend umher. Ja, wo ist er? eben war er noch hier. „Er ist schon fort!“ ruft jemand von der Höhe.

„Sein Rad ist nicht mehr da.“ Merkwürdig, wie plötzlich der Glanz der Landschaft, wie die Freude in ihrem Herzen verblaßt. Die Leute bedanken sich immer wieder und fahren vergnügt davon. Die Sonne sinkt. Heiserer Reiherruf kommt übers Wasser, sonst ist's totenstill. Da kracht ein trockener Ast am Uferhang. Renate erschrickt, und ihr Herz beginnt rasend zu klopfen. Sie erschrickt tödlich über sich selbst. Ein Mann kommt eilig die Böschung hinab und watet mit bloßen Füßen bis zum Boot. Es ist Paul Sikorski! Das Hemd über der Brust ist offen, die braunen Haare locken sich wirr auf der hohen Stirn, und der durchdringende, helle Blick ist glühend auf Renate gerichtet. Sie ist plötzlich unangenehm davon berührt. „Wo soll das hinaus!“ denkt sie unruhig. „Ich habe eine große Bitte“, sagt Paul Sikorski zögernd, „darum wartete ich, bis die andern fort waren.“

„Und was erbitten Sie?“

„Ihren Rat!“

Sie atmet erleichtert auf. „Wenn ich es kann, will ich Ihnen gern raten. Worum handelt es sich denn? Erzählen Sie!“

„Nein! Nicht hier, nicht jetzt. Ich bin zur Försterei befohlen, und meine Geschichte ist lang. Es ist eine große Entscheidung für mich, es geht fast um mein Leben. Was Sie mir dann sagen, werde ich tun!“ Renate lächelt. „So kommen Sie morgen ins Kurhaus.“

„Nein! Auf dem Hotelflur kann ich nicht reden, und anderswo wird sich eine feine Dame mit einem einfachen Arbeiter nicht zeigen!“

Renate wird glühend rot. „Also was wollen Sie denn?“

„Kommen Sie morgen nachmittag um 6 Uhr mit diesem Boot zur Insel III. Ich werde dort warten! Das ist meine Bitte.“ Seine Hände, die auf dem Bootrand ruhen, zittern, so erregt ist er. Renate starrt ihn an, als sei er nicht bei Troste. „Schluß!“ denkt sie, „um Gotteswillen Schluß! Das hätte ich mir denken können! Also doch ein ganz gewöhnlicher Mensch, kein Erzengel!“

„Das wird nicht gehen, Herr Sikorski!“ sagt sie und sieht an ihm vorbei.

„Sie denken Schlechtes“, stammelt er, „das ist nicht — das ist bei Gott nicht richtig!“

„Es wird nicht gehen!“ wiederholt sie bestimmt.

Seine Hände lösen sich vom Bootrand. „Es war nur eine Bitte“, sagt er mühsam. „Ich ahnte nicht, daß sie so — so unbescheiden ist. Entschuldigen Sie!“ Jetzt sieht sie ihn an. Sein braunes Gesicht ist ganz fahl geworden, und der helle Blick leer und gleichgültig. Langsam schiebt er das Boot in den See. „Wir

sind hier nun fertig mit der Arbeit“, sagt er mit ganz veränderter, ruhiger Stimme, „und gehen übermorgen weit in die Heide. Da werde ich Sie wohl nicht mehr wiedersehen! Bleiben Sie gesund, und geben Sie künftig gut acht auf das Wasser!“ Er reicht ihr mit einem stillen Blick die Hand. Und dann gibt er dem Boot einen tüchtigen Stoß und geht ans Ufer, ohne sich umzusehen. Ein unerklärliches, furchtbares Angstgefühl beschleicht Renate. „Sikorski!“ schreit sie plötzlich laut, ohne sich Rechenschaft über ihr Tun geben zu können.

„Hallo!“ schallt es von der Höhe des Ufers.

„Ich komme!“ schreit sie, „ich komme!“

„Ich warte!“ kommt die Antwort aus der Dunkelheit. „Ich warte!“ wiederholt das Echo triumphierend.

Renate läßt den Motor anspringen und jagt davon. „Mein Gott! was habe ich getan!“ flüstert sie ganz betäubt. „Ich bin ja wahnsinnig, vollkommen wahnsinnig. Behext bin ich. Ich kann mir nichts mehr vormachen. Irgend etwas zieht mich unwiderstehlich zu diesem rätselhaften Menschen. Mich, die Gelehrtentochter und Millionärin zu dem Holzknecht. Und warum gerade die Insel III, die kein Mensch betritt! Vielleicht will er mich ermorden und spurlos verschwinden lassen. Aber nein, nein! Einer Schandtats ist er nicht fähig! Wie aber konnte es kommen, daß ich mich hinreißen ließ, einem fremden Menschen solch ein Versprechen zu geben!“ Ihre Gedanken verwirren sich. Sie ist kaum imstande, ihr Boot zu führen. Aber allmählich beruhigt sie sich. Es wird ihr klar, daß sie wortbrüchig werden muß. Morgen früh wird sie nach Berlin zurückkehren.

Seit einer Stunde ist Paul Sikorski auf der Insel III. Ein Schilfkranz von 50 Meter Breite rundum läßt sie völlig unzugänglich erscheinen. Auf einem Hügel in der Mitte breitet eine uralte Kiefer knorriges Geäst. An ihren Stamm lehnt sich eine rohgezimmerte Hütte mit einer Bank davor. Das ist Paul Sikorskis geheimes Reich. Er sitzt auf der Bank, die einen Ausblick über das Schilf gestattet und schaut unverwandt in die flimmernde Ferne.

Seine Züge sind starr und gespannt, als richte er alle Seelenkraft auf ein einziges Ziel. Endlich springt er auf und sieht nach der Uhr. Es ist Punkt 6. Er erbleicht. Wenn jetzt dort hinten an der fernsten Bucht das Boot auftauchte, so würde es eine Viertelstunde bis zur Insel brauchen. Aber es ist nichts zu sehen und zu hören. Er beginnt wie ein Raubtier im Käfig umherzuwandern, von einem Ende der Insel

zum andern. Hin und her, her und hin! Ein Paddelboot taucht auf und fährt vorüber. Ein Kahn mit Beerensammlern folgt. Nun ist der See wie ausgestorben. Paul steht vor der Hütte und starrt vor sich hin.

Renate sitzt auf der Terrasse des Hotels beim Essen, bringt aber kaum einen Bissen herunter. Deutlich fühlt sie eine schreckliche Unruhe in sich aufsteigen, glaubt immer klarer zu fühlen, daß dies ein Wendepunkt ist, daß etwas Großes sich ihr genahet hat und im Begriff ist, an ihr vorüberzugehen. Vielleicht das Glück! Sie geht hierhin und dorthin und hat nirgends Ruhe. Sie verabredet schließlich mit andern Kurgästen einen Waldspaziergang. Gleich müssen sie herunterkommen, und dann kann sie keine Torheiten mehr begehen. Schon hört man im Haus die Türen klappen, und die Stimmen der Erwarteten.

Da springt Renate auf wie eine Rasende, erreicht mit einem Satz das Gesträuch der Böschung und eilt mit großen Sprüngen das Ufer hinab zu den Motorbooten. „Nein!“ schreit es in ihr, „ich will nicht mehr! Ich kann es nicht mehr ertragen! Es ist mir alles gleichgültig, völlig gleichgültig! Mag das Schicksal seinen Lauf nehmen. Aber einmal will ich in das Gesicht eines ehrlichen Menschen sehen, der nicht geblendet ist von meinem Reichtum. Einmal nur, eine einzige Minute nur glücklich sein und das Wort „Liebe“ ohne Mißtrauen hören.

Atemlos erreicht sie den Landungssteg, verständigt hastig den Aufseher, springt, wie sie geht und steht in das schnellste Boot und rast davon.

Unter der alten Kiefer auf der Insel dämmert es schon. Noch immer sitzt Paul Sikorski auf der Bank vor der Hütte, aber er wartet nicht mehr. Langsam vertropft die Zeit. Plötzlich zuckt er wie unter einem Peitschenhieb zusammen, lauscht atemlos in den stillen Abend, springt auf. Ein feines Summen liegt in der Luft, hörbar nur einem so geübten Ohr. Stärker und stärker wird der Ton. Da — ein winziger Punkt, klein wie ein Stecknadelkopf! Ein Boot! Ein Motorboot! Ist es ihr Boot?

„Wenn es eine Enttäuschung ist — ich überleb' es nicht“, fühlt er dumpf. Das Boot saust heran, er sieht natürlich die schäumende Bugwelle. Jetzt müßte der Motor stoppen! Er hält den Atem an in Todesangst. Dann fliegt ein seliger Schein über sein braunes Gesicht. Der Motor ist verstummt. Lautlos schießt das Boot heran, gleitet in die versteckt geschnittene Schneise — ist da! Renate taumelt aus dem Führerstand, steigt auf die Bank. Ihr Haar ist zerzaust, ihr Gesicht bleich und aufgewühlt. Sie sieht den Mann am Ufer

stehen, nimmt die letzte Kraft zusammen und springt an Land, in seine Arme, die sich wie erzene Klammern um sie schließen. Und alle Qual der vergangenen Tage, alle Seelennot und Unruhe löst sich in der Glückseligkeit dieser endlosen Umarmung. Er küßt sie nicht. In ihrem zitternden Körper die völlige Erschöpfung spürend, führt er sie sanft zur Bank, bettet ihren Kopf an seine Schulter und legt den Arm um sie. Spricht kein Wort!

„Das täte niemand sonst!“ denkt Renate wie im Traum und schließt die Augen. Ihr ist so selig zumute, so friedevoll. Das ist das Glück! Und über ihnen beiden ist die feierliche Stille des Abends.

Renate hebt die Lider und begegnet dem tiefen Blick des Mannes, der sie mit unendlicher Zärtlichkeit betrachtet.

„Wir haben nur diese eine Stunde!“ sagt sie langsam und traurig.

„Ich weiß es. Ich habe auch nur um eine einzige Stunde gebeten!“

„Du wunderbarer Mensch! Hast du mich denn lieb?“

„So wie du mich!“ — Sie weint. —

„Und der Rat, den ich dir geben sollte? Deine Geschichte?“

„Ist aus!“

„Es handelte sich um dein Leben, sagtest du!“

„Ich lebte nicht mehr, wenn du nicht gekommen wärest! Einmal, ein einziges Mal wollte ich um meiner selbst willen geliebt, wollte ich glücklich sein.“ — Renate schweigt verwirrt. „Die Sprache der Liebe“, denkt sie, „hat immer dieselben Worte, gleichgültig, wer sie spricht!“

Es wird immer dunkler, und die Hand des Mannes, der Renate liebkost, zittert stärker und stärker. Sie hört den gewalttätigen Schlag seines Herzens und steht langsam auf. „Es ist Zeit“, sagte sie leise, „wir müssen scheiden!“ Und ihr ist zumute, als müsse ihr Herz in

tausend Scherben zerbrechen. Sie gehen still zum Boot hinab. Und ehe sie einsteigt, legt sie die Arme um seinen Hals und bietet ihm den Mund. Er aber drängt sie rauh von sich. „Nein!“ flüstert er heiser, „nein!“ — —

„Warum hat er mich nicht geküßt?“ sinnt Renate am nächsten Morgen, als sie sehr verspätet ganz allein auf der Terrasse frühstückt. Die andern sind Gott sei Dank alle längst auf und davon. Unten am Steg liegt eine wunder-volle, große Yacht, die sie noch nie gesehen. Aber sie wendet nicht einmal den Kopf danach. Sie fühlt sich wie ein Patient nach einer schweren, lebensgefährlichen Krankheit, der weiß, daß er nun für immer siech bleiben wird. Sie sieht auch Fritz den Kellner nicht, der ständig um ihren Tisch herumstreicht und durchaus eine Neuigkeit loswerden will. Schließlich legt er unaufgefordert eine Zeitung auf den Tisch und sagt mit einer Kopfbewegung zum Landungsteg: „Die Hartmannsche Yacht!“ — Renate sieht ihn verständnislos an. „Wissen gnädiges Fräulein noch nicht?“ berichtet Fritz eifrig und voll Stolz, „Herr Paul Hartmann, der berühmte Dichter, dem doch unsere großen Sägewerke gehören, ist heute hier eingetroffen. Nun ist Renate doch etwas interessiert. Sie lächelt wehmütig. Was hätte sie früher darum gegeben, einmal Paul Hartmanns, des Dichters, Weg zu kreuzen! Heute ist ihr das ganz gleichgültig.

„Da kommt er grade“, flüstert Fritz ehrfurchtsvoll. Renate wendet unauffällig den Kopf nach dem Portal — und erstarrt! Dort steht ein großer, breitschultriger, tiefgebräunter Mann in blendendweißem Segeldreß, das dicke, braune Haar tadellos gescheitelt. Unter den pechschwarzen, strengen Brauen

hervor leuchten helle Adlerraugen. Paul Sikorski steht dort! Um Renate beginnt sich alles im Kreise zu drehen, sie ist einer Ohnmacht nahe und schließt die Augen. Fühlt, wie ein starker Arm sich um ihre Schultern legt und sie sanft emporzieht. Wie im Traum läßt sie sich die menschenleeren Terrassen hinab zum Ufer führen, auf das weiße Schiff, das sacht in den See hinausgleitet.

Unter dem Sonnensegel, auf einem Lager von weichen Kissen ruht Renate im Arm des Geliebten und hört seine

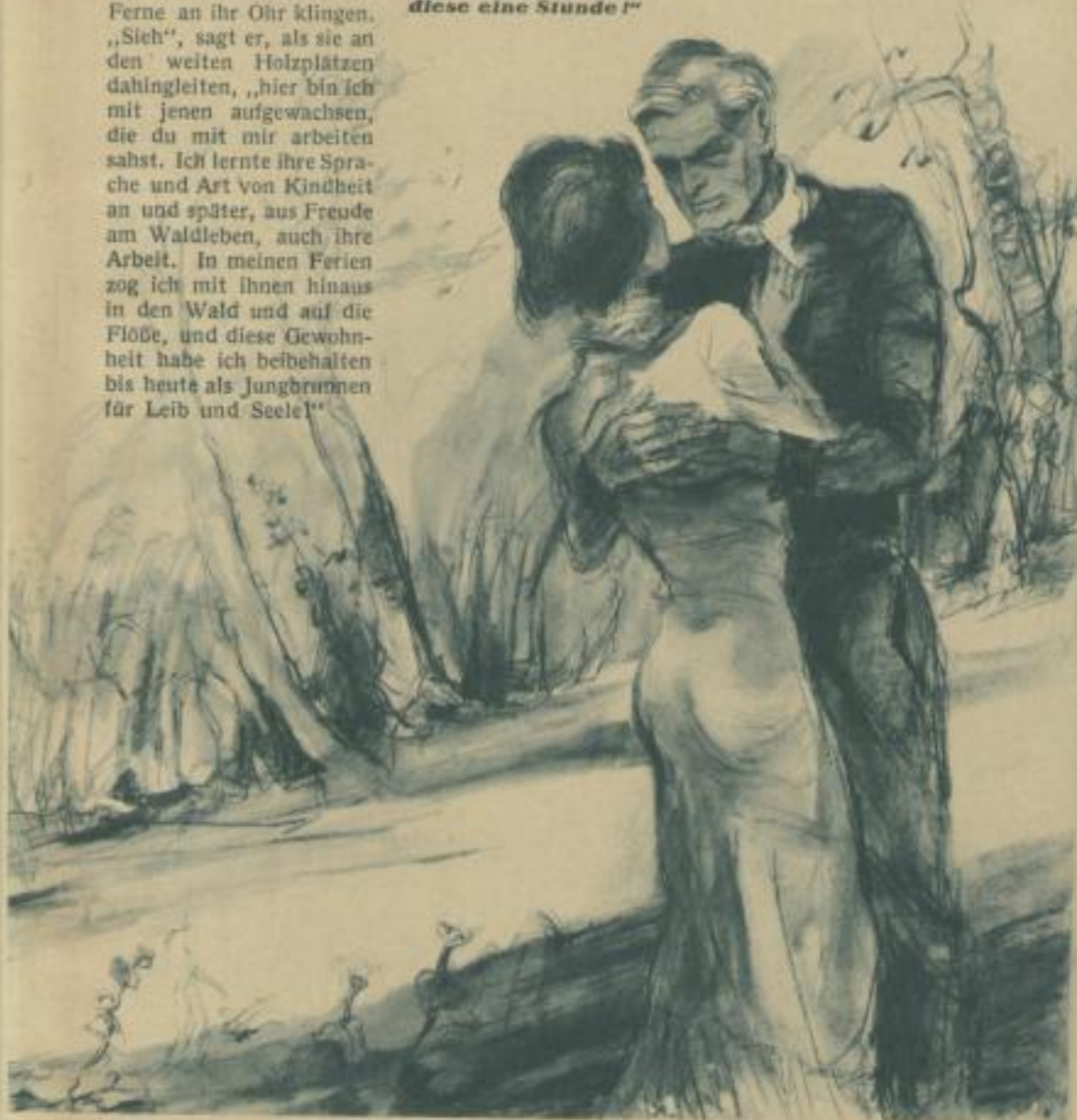
„Wir haben nur diese eine Stunde!“

Worte wie aus weiter Ferne an ihr Ohr klingen. „Sieh“, sagt er, als sie an den weiten Holzplätzen dahingleiten, „hier bin ich mit jenen aufgewachsen, die du mit mir arbeiten sahst. Ich lernte ihre Sprache und Art von Kindheit an und später, aus Freude am Waldleben, auch ihre Arbeit. In meinen Ferien zog ich mit ihnen hinaus in den Wald und auf die Flöße, und diese Gewohnheit habe ich beibehalten bis heute als Jungbrunnen für Leib und Seele!“

„Du bist also doch Paul Sikorski?“ fragt sie träumerisch lächelnd.

„Ich bin nur Paul Sikorski“, sagt er mit Nachdruck, „er allein schreibt meine Bücher, nicht der reiche Herrensohn.“ Renate lächelt glücklich. „Gott sei bedankt!“ flüstert sie an seinem Munde, „denn ich liebte und liebe nur Paul Sikorski!“

„Und weil ich das wissen wollte, Renate, darum bestellte ich dich zur Insel III. Du hast die Probe bestanden, du tapfere, süße Frau!“



KURT JUHN:

Chicago

LACHT ÜBER EINEN Bandenführer

Ein Richter verurteilt einen Unterweltler zu jenem Stuhl, auf den man sich mit Herzklopfen niedersetzt und den man ohne Herzklopfen verläßt. Und schon waren 40 Revolvermündungen gegen den Richter im Anschlag. Trotzdem — Chicago lachte über diesen Vorfall

Die Sache des Bandenführers Bruce Barrett stand verdammt schlecht. Sieben Banküberfälle, bei denen fünf Personen den Tod gefunden hatten, waren ihm klipp und klar nachzuweisen. Das wußte ganz Chicago.

Jeder im Gerichtssaal ahnte, welches Urteil zu erwarten war. Aber Bruce Barretts Antlitz wies keinerlei Anzeichen von Erregung auf. Flankiert von zwei Wächtern saß er da und schickte seine lustigen, hübschen Augen in die Runde. Er musterte das Publikum, als ginge ihn die Rede des Staatsanwalts gar nichts an. Auch später, als die Geschworenen sich zurückzogen, um ihr „Schuldig“ oder „Unschuldig“ zu sprechen, als die Spannung der Zuhörerschaft unerträglich wurde, grinste Bruce Barrett einigen Bekannten in den ersten Reihen zu.

Die Geschworenen kamen bald zurück. „Schuldig“ war ihr Spruch. Aber Bruce lächelte den Obmann der Geschworenen mit strahlender Miene an, als ob man ihm zum Geburtstag gratuliert hätte.

Richter Tompson erhob sich nun feierlich zum Urteilsspruch. Alles stand auf. Auch Bruce Barret, aber sein Interesse war mitnichten auf den Verkünder des Rechts gerichtet. „Tod durch elektrischen Stuhl“, sagte der Richter langsam und verantwortungsbewußt, während der soeben Verurteilte einem ausnehmend hübschen Girl in der siebenten Reihe freundlich zulächelte.

Richter Tompson entthob das Auditorium mit einer kurzen Handbewegung von der Pflicht zu stehen und begann in wohlgesetzter Rede die Begründung des Todesurteils zu geben.

Bruce Barrett streifte ihn mit einem ermutigenden Blick, beugte sich dann ein wenig zu seinem Verteidiger, dessen Schreibtisch unmittelbar vor der trennenden Barriere stand.

„Hallo, Micky!“ raunte er.

„Nicht nervös werden“, flüsterte der Verteidiger zurück, „alles wird klappen!“

„Narr“ zischelte Bruce, „ich und nervös! Papier und Bleistift!“ Sofort bekam er das Verlangte. Er schrieb: „7. Reihe, links vom Mittelgang 4. Platz: Name etc.“, und schob das Blatt zu Micky. Der las es, schmunzelte und reichte es seinem Stenographen. Lautlos verschwand dieser.

In der siebenten Reihe, links vom Mittelgang auf dem vierten Platz, saß Gloria Parker, eine unbekannte Schauspielerin. Sie war das erstemal bei einem großen Prozeß. Aufgeregt nahm sie an allen Vorgängen Anteil. Sie fand, daß der zum Tode Verurteilte sich blendend hielt. Die Rede des Richters imponierte ihr, sie lauschte gespannt und verlor kein Wort. Sie merkte nichts davon, daß ihr Nachbar zur Rechten plötzlich mit einem andern Manne den Platz tauschte. Der Neu-



Weihnachten bei Einbrechers

Zeichnung von L. R. Michael

gekommene benahm sich sehr gesittet, bis auf eine Eigenart. Er hatte drei Hände. Zwei hielt er gefaltet unter sein Kinn. Seine dritte aber öffnete das Täschchen seiner Nachbarin, ohne sie zu stören . . .

Fünf Minuten später steckte Micky Bruce Barrett einen zusammengefalteten Zettel zu. Bruce Barrett hielt ihn in der hohlen Hand und las: „Gloria Parker, Schauspielerin, West Road 14.“ Im nächsten Augenblick waren Barretts Züge wieder lächelnde Aufmerksamkeit für Richter Tompson, der mit Pathos und Würde dem Schluß der Rede näherkam.

„Und jetzt“, bemerkte der Richter abschließend, „habe ich nach dem Gesetz an Sie die Frage zu richten, ob Sie irgend etwas zu dem Urteil zu bemerken haben, Bruce Barrett?“

Bruce Barrett erhob sich langsam und sagte mit der Miene eines Menschen, den man nach dem Wetter gefragt hat:

„Ja, hoher Gerichtshof, ich bin mit dem Urteil nicht einverstanden. Ich habe einige Argumente dagegen vorzubringen!“

Er hob dabei — es sah ganz unwillkürlich aus — die rechte Hand bis zur Augenhöhe. Das war ein Signal.

In den ersten zwei Reihen sprangen je zwanzig Männer auf und schlugen nach zwei

Fronten Revolver an. Die erste Reihe gegen das Podium des Gerichtshofes, die zweite gegen die Zuhörer. Vierzig Männer, Rücken an Rücken stehend, hielten den ganzen Gerichtssaal in Schach.

„Hände hoch, hoher Gerichtshof!“ sagte Bruce Barrett mit gelangweilter Stimme, „auch Sie, Herr Staatsanwalt! Hände hoch der ganze Saal!“

Bleiche Furcht stand auf allen Gesichtern. Wo zwei Hände zögerten, half eine leise Mahnung Barretts. Endlich war es so weit. „Bravo“, lobte Bruce Barrett lächelnd sich selbst und fuhr dann mit sanfter Stimme fort: „Herr Richter Tompson, legen Sie jetzt Ihren Talar und Ihr Käppi ab!“

Der Richter blieb bewegungslos stehen und rührte keinen Finger.

„Ich zähle bis drei, sprach Barrett heiter, „wenn dann Ihr Talar nicht unten ist, werden Sie ein toter Richter sein!“

Tompson senkte seinen Blick und legte Talar und Käppi langsam ab. Bruce Barrett übersprang mit einem eleganten Satz die Barriere und nahm das Richtergewand an sich.

„Kleider machen Leute“, bemerkte er erläuternd, während sich die seltsame Parodie abfallender Würde abspielte. Richter Tompson, im Talar ein sehr würdiger Richter, sah



Können Sie je daran zweifeln, daß Ihnen LEICHNER in der Schönheitspflege etwas Besonderes zu bieten vermag? Falls Sie noch nicht überzeugter Anhänger des „Leichner-Systems“ zur Hautreinigung und Hautpflege sind, lassen Sie sich schriftlich oder mündlich informieren! Von den Leichner-Präparaten, wie z. B. Hautreinigungscreme, Vitamincreme, Hautmilch, geht dank ihrer ganz eigenartigen, glücklichen Zusammensetzung ein Fluidum aus, das auch Sie entzücken wird! Und die Präparate sind bei der gebotenen Qualität so preiswert!

**L. LEICHNER, BERLIN,
SCHÜTZENSTRASSE 31**

Eigene Filialen in
Paris, London, Buenos Aires, Wien



Zwischen Winter-Sonnenwende und Frühlings-Anfang

In einer Zeit, die man früher meist zur Seite des wärmenden Ofens verbrachte, ruft heute der Wintersport seine immer größere Gemeinde zu den Wundern schneebedeckter Berge. Auch hier weist Scherls Reisebüro die besten Wege. Seine Einzel- und Gruppenreisen geleiten — letztere unter bewährter Führung — zu den schönsten Plätzen der deutschen Mittelgebirge und der Alpen. Die Gesamtpreise sind zeitgemäß billig.

Ist der letzte Schnee noch nicht geschmolzen, dann fahren deutsche Dampfer hinaus zur Sonne des Südens. Diesmal schon von 190 Mark ab hält Scherls Reisebüro seine bewährten Mittelmeerfahrten bereit.

Denken Sie hierbei auch an Weihnachten: eine Scherlreise zum Wintersport, eine Mittelmeerfahrt oder eine der um 33 $\frac{1}{3}$ % ermäßigten Festtags-Rückfahrkarten ist immer ein willkommenes Geschenk! Fragen Sie Ihr Reisebüro Scherls Reisebüro am Dönhoffplatz, Berlin SW19

ohne ihn ein wenig lächerlich aus. Barrett zog sich schnell den Talar über und setzte das Käppi auf. Dann ging er zum Tisch des Vorsitzenden, packte alle Akten zusammen und schritt, immer lächelnd, zu der kleinen Tür, die ins Beratungszimmer führt. Die Hand am Türknauf, hielt er inne und sprach: „Ich wollte also sagen, daß ich einige Argumente gegen das Urteil habe.“

Nach einer kurzen Pause setzte er fort: „Und ein Argument, nicht hierzubleiben!“ Bruce Barrett machte eine elegante Wendung gegen das Publikum, das die Hände brav zum Himmel reckte.

„Miß Gloria Parker!“ rief Bruce Barrett mit heller Stimme.

Die Gerufene fühlte ihr Herz stehenbleiben. Ohne es zu wollen, war sie aufgesprungen.

„Darf ich Sie bitten, mit mir zu kommen?“ So lauteten die Worte, die Gloria Parker berühmt machten. — Gloria Parker blieb stumm und wie angewachsen stehen.

Ein Revolvermann rief ihr gutmütig zu: „Los, los, Kleine, halt uns nicht auf!“

Wie zum Spaß richtete er dabei seine Waffe gegen ihr Köpfchen.

Das setzte Gloria Parker in Trab. Im Nu stand sie neben dem lächelnden Bruce Barrett, der ihr galant den Vortritt ließ.

Noch einmal wendete er sich zu den drohenden Vierzig seiner Bande und gab ihnen im Gesprächston den Befehl:

„Hallo, boys, auf das Signal warten!“

Dann hörte man die Türe gehen. Dann war es still. Unheimlich still. Die Sprache der vierzig Revolver, noch immer nach allen Seiten gerichtet, duldeten keinen Laut.

So schlichen Minuten dahin.

Dann brachen mit einemmal Trompetenstöße eine Bresche in das Schweigen. FeuerwehrsSignale gellten und vor den Fenstern des Saales blitzten grelle Stichflammen empor. Der hundertstimmige Schrei „Feuer“ alarmierte die stumme Menge, die ohne Kommando — der gespannten Revolverhähne nicht achtend — rasend zu den Ausgängen stürmte. Wilde Flucht. Regelloses Rennen ums Leben.

Der Brand im unteren Stockwerk — nur ein geschickt angelegtes Feuerwerk harmloser Natur — war in kurzer Zeit gelöscht.

Im Verhandlungssaal aber, in den ersten zwei Reihen, fand man vierzig weggeworfene Revolver. Als man sie näher betrachtete, sah man, daß es Spielrevolver waren; wenn man den Hahn abdrückte, öffnete sich ein Zigarettenetui. In jedem war eine Zigarette.

Chicago lachte eine Woche lang.

Der Charme einer Frau

ist in erster Linie abhängig von der

Formenschönheit ihres Körpers

Zur Verschönerung der weiblichen Brust ist neuerdings auf dem Gebiet der Hormonforschung eine wichtige Entdeckung gemacht worden. Ein wissenschaftliches Hormonpräparat, das in 4 Formeln (mit 4 verschiedenen Wirkungen) hergestellt wurde und den Zweck hat,

1. bei zu kleiner Brust, die Vermehrung des Drüsengewebes.
2. bei mangelnder Gewebestraftigkeit, den Aufbau u. die Kräftigung des bindegewebigen Stützapparates der Brust zu fördern.

Sie können sich das A-H-Hormon von Ihrem Arzt durch einige Injektionen (welche Sie in steril zugeschmolzenen Glasampullen beziehen) verabreichen lassen, oder den einfacheren besseren Weg wählen und das Hormon (bei gleicher Wirksamkeit) in Form von komprimierten A-H-Perlen einnehmen.

Überzeugen Sie sich zunächst durch einen kostenlosen Versuch. Senden Sie uns Ihre genaue Adresse mit untenstehendem Gratisbezugschein und 30 Pfg. für Porto. Sie bekommen dann kostenlos eine Probe der „A-H-Hormonperlen“, ohne sich dadurch zu irgend etwas zu verpflichten. (Unverlangte Nachnahmen werden grundsätzlich nicht versandt.)

Gratisbezugschein

An die Friedrich Wilhelmstädtische-Apotheke,
Berlin NW 6/143, Luisenstr. 19.

Senden Sie mir eine Probe A-H-Hormon in Perlenform und Literatur, 30 Pfg. in Briefmarken füge ich bei.



Zur Kurzweil

(Die Auflösungen der Rätsel folgen in der nächsten Ausgabe von «Scherls Magazin»)

Silbenkreuzworträtsel

1		2		3		4
		5	6			
7	8				9	
	10			11		
12			13		14	15
		16		17		
18				19		

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Treibmittelbehälter, 3 Erfinder auf dem Gebiet der drahtlosen Fernmeldetechnik, 5 Baumfrucht, 7 russischer Schriftsteller, 9 Gewebeart, 10 Stadt in Rumänien, 11 banktechnischer Ausdruck, 12 Stadt in Thüringen.

14 nordisches Herrschergeschlecht, 16 Drama von Schiller, 18 päpstlicher Palast, 19 Schulklasse; b) von oben nach unten: 1 alte Stadt in Nordafrika, 2 Schablone, 3 Nebenfluß der Seine, 4 Bestandteil des Tabaks, 6 literarisches Erzeugnis, 8 Ort bei Jerusalem, 9 Schlachtort in Böhmen, 12 Menschenaffe, 13 Kurort in Tirol, 15 polynesischer Insel, 16 zentralasiatisches Land, 17 Teil eines Nahrungsmittels.

(15934)

Silbenrätsel

ard — ba — char — ci — di — dour — du
— e — e — ga — gan — grant — in —
lan — land — lon — me — mi — nel — ni
— ni — pa — rann — rie — se — se —
so — son — struk — sym — te — thie
— ti — tor — treu — trou — ty — uh —
veau

Aus vorstehenden 39 Silben sind 14 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Wort von H. W. Weber ergeben. (ch ein Buchstabe.)

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Ritterlichkeit, 2. deutscher Dichter, 3. englischer Seeheld, 4. italienischer Maler, 5. Minnesänger, 6. Unterweiser, 7. Zuneigung, 8. Gewaltherrscher, 9. griechischer Gesetzgeber, 10. Likör, 11. Gleichstand, 12. ein König von England, 13. Auswanderer, 14. italienisches Fürstengeschlecht.

Zwei schöne Frauen

Sie war wirklich allerliebste, die Kleine. Und ich bat sie um ein Wiedersehen.

Wie freute ich mich, als ich meine flotte Partnerin am anderen Tag — wie verabredet — im Caféhaus sitzen sah. Sie war am Tage ebenso schön wie abends, und ihre Gesichtshaut zeigte einen weichen Schimmer, dessen hauchschöne Zartheit mich unwiderstehlich anzog.

Ich sagte im Laufe des Gesprächs zu meiner Schönen, daß ich mir ein zweites weibliches Wesen wie sie nicht vorstellen könne. Da lächelte sie sonderbar und sah geradeaus an mir vorbei, als blicke sie jemand, der an einem anderen Tisch saß, lächelnd an. Ich folgte der Richtung des Blickes und sah eine Dame dort sitzen, die eine auffallende Ähnlichkeit mit meiner Schönen hatte.

Nun wurde mir erklärt, daß dies — die Mutter meiner Dame sei. Ich konnte es kaum glauben. Ich wurde vorgestellt und war höchst erstaunt.

Nach einer Woche sagte mir meine Auserwählte, daß ihre Mutter ein Mittel anwende, auf dessen Wirkung sie schwöre. Es sei Marylan-Creme. Die Wirkung sei überraschend gut. Falten, welche Haut verschwänden, graue Haut werde duftig und durchsichtig-zart. Auch pickelige, lederne Haut werde wunderschön weich und jugendlich frisch, selbst, wenn die sogenannten Blütejahre längst vorüber sind.

„Aber Schatzi, dann kannst du doch diese famose

Marylan-Creme schon jetzt anwenden, damit du immer so jugendlich schön bleibst, wie du jetzt bist.“

Sie sah mich mit überlegenem Lächeln an. Da wußte ich, daß auch sie Marylan-Creme nimmt. Eine solche Dame will ich gern als Frau mein eigen nennen. Sie legt Wert darauf, sich ihrem Manne jung zu erhalten. Das ist klug!

Ich selbst habe auch schon Marylan-Creme angewandt. Heimlich, versteht sich. Und wirklich: meine scharfen Züge um den Mund sind merklich verschwunden, und die Stirnfalten sind auch beinahe fort. Und meine Haut ist so frisch und schön geworden, daß es meinen Bekannten auffällt.

Wer auf sein gutes Aussehen etwas gibt, lasse sich kostenlos und portofrei eine Probe der köstlichen Marylan-Creme kommen; dazu auch das Büchlein über kluge Schönheitspflege. Beides völlig kostenlos und portofrei. Über 25 000 glänzende Dankschreiben (notariell beglaubigt), beweisen den Wert! Schneiden Sie nachstehenden Gratisbezugsschein aus, und legen Sie ihn in ein offenes Kuvert. Dann kostet es durch ganz Deutschland nur 4 Pfg. Porto. Hinten auf das Kuvert kommt dann Ihre genaue Adresse.

Gratisbezugsschein: An den Marylan-Vertrieb, Berlin 92, Friedrichstr. 24. Erbitten Sie kostenlos und portofrei die Probe Marylan-Creme und das Schönheitsbüchlein mit Abbildungen. [M. 787

Festliche Stunden... in bester Laune immer mit

„GRAMMOPHON“



KURZOPERN, KURZOPERETTEN, GESANGS- U. ORCHESTERAUFNAHMEN

Und aus dem großen Repertoire natürlich auch stets
DIE NEUESTEN TANZ- UND TONFILMSCHLAGER

FRAGEN SIE NACH DIESEN PLATTEN IN UNSEREN OFFIZIELLEN VERKAUFSTELLEN
DEUTSCHE GRAMMOPHON - AKTIENGESELLSCHAFT

Kapselrätsel

Flaschenzug — Panorama — Schnell-
dampfer — Nereide — Erato — Astarte —
Sellerie — Ornament

In jedem der vorstehenden Wörter ist ein kleineres Hauptwort enthalten. Die Anfangsbuchstaben dieser neuen Wörter nennen, in der angegebenen Reihenfolge gelesen, einen Märchendichter. (10069)

Auflösungen aus voriger Nummer

Silbenkreuzworträtsel: a) 1 Kaliber, 3 Chikago, 5 Kamille, 7 Talmi, 9 Gala, 10 Nike, 11 Kanzel, 12 Mister, 14 Lese, 16 Demokrat, 18 Vatikan, 19 Zerberus; — b) 1 Kapital, 2 Berka, 3 Chile, 4 Gorilla, 6 Milde, 8 Minister, 9 Gazelle, 12 Minerva, 13 Como, 15 Severus, 16 Dekan, 17 Kratzer.

Trugschluß: Taugenichts — nichts taugt.

Silbenrätsel: Der Mensch ist selbst sein Gott. — 1. Dilettant, 2. Epiktet, 3. Romeo, 4. Meersburg, 5. Einstein, 6. Nurmi, 7. Sieglinde, 8. Cyrus, 9. Humboldt, 10. Isis, 11. Sanherib, 12. Tetzl, 13. Salome.

Rösselsprung: Lern' ohne Klagen, Herz, ein brennend Weh ertragen, / Der Kerze brennt der Kopf, doch hörst du sie nicht klagen. / Soll rein die Mischung sein, still brennt sie, bis sie lischt; / Rein ist nicht Wachs, noch Docht, wenn es im Brennen zischt.

Verschieberätsel: Rembrandt — Defregger.

Gitterrätsel: 1. Esperanto, 2. Festmeter, 3. Haselnuß, 4. Streusand.

Hilfe in der Not: Katerfrühstück.

Was ist Lebens-Energie?

Das Geheimnis des Lebens — Kraft als Ursache der Erscheinungen — Mechanismus und Organismus. Von Wilhelm A. May.

Das Wort „Lebens-Energie“ ist durch die Schriften Lionel Strongfort's bekannt geworden.

Um es vorwegzunehmen: Dieser Begriff ist ein biologischer, er bezieht sich auf die Grundkräfte des Lebens. Die Forschungen der

Wissenschaft haben ergeben, daß alle Erscheinungen des Lebens durch Kräfte hervorgerufen werden.

Die gleichen Kräfte, die im Universum, im Makrokosmos, der „Welt im Großen“ herrschen, haben für alle Teile der Natur, also auch für den Menschen, Geltung. Alle Teile der Natur befinden sich in ständiger Bewegung.

Das kleinste, selbständige, organische Gebilde ist die Zelle. Als „Leben“ bezeichnet die Wissenschaft die Daseinsform des Protoplasmas, eines Zellgebildes, dessen niederste Individualitätsstufe das einzellige Wesen ist. Unser Körper ist als ein Zellenverband, ein „Zellstaat“ zu bezeichnen. Die Grundfunktion der Zelle ist der Stoffwechsel, d. h. die Aufnahme und der Abbau von Stoffen. Damit nun ein Organismus, z. B. der Mensch, sich in einem guten Zustand befindet, muß der chemische Prozeß des Stoffwechsels ein guter, ein ausreichender sein, d. h. jeder Zelle müssen die verbrauchten Stoffe abgebaut und neue aufbauende Stoffe müssen zugeführt werden.

Dieser chemische Stoffumsatz bedingt einen Energiewechsel, so findet ein chemischer Verbrennungsprozeß statt, durch welchen elektrische Energien entstehen. Bei ungenügendem Stoffwechsel ist die Zelle dürrig und schwach. Eine ausreichend ernährte Zelle jedoch ist prall, gesund, kräftig, lebens- und leistungsfähig. Sie strahlt elektromagnetische Kräfte aus. Die Zellen des Körpers, z. B. die des Muskelgewebes, der Nerven, des Gehirns sind also gewissermaßen elektrisch geladen. Sie erzeugen Energie. Diese Energie bezeichnet Strongfort als „Lebens-Energie“. Das Zusammenwirken aller elektromagnetischen

Vier Geschmacksrichtungen Ein Qualitätsbegriff

Lieber eine Tafel weniger, dafür aber eine Riquet!

Kosmetische Chirurgie

Nasen- u. Ohrenkorrekturen
Gesichtshautspannungen
Brustplastik

Privatklinik

Dr. med. Ewald Reese

Berlin W 50, Kurfürstendamm 234m
Tel. J1 Bismarck 1956-Prospekt
Sprechzeit: 11-1 und 3-5 Uhr

UNSER NEUES KREDITSYSTEM

24 RM.,

und eine

Klein-Mercedes

steht

zu Ihrer Verfügung



Prospekt 1306 mit ausführlichen
Informationen kostenlos

Mercedes Büromaschinen-Werke A.-G.
Zella-Mehlis in Thüringen



Ingenieur-Akademie der Seestadt Wismar

Maschinenbau - Elektrotechnik
Bauing.-Wesen - Architektur

Programm frei. - Anfang: Mitte Oktober und April



Du hast ein Geheimnis

denn Du wirst in letzter Zeit auffallend schön und Deine Figur nimmt Formen an, um die ich Dich beneide. - Wie erreichte sie das? Es ist kein Geheimnis, denn seit 5 Jahren ist den Eingeweibten das garant. unschäd. Hormonpräparat gegen unentwickelte oder erschlafte Büste bekannt. Wissenschaftl. Versuche haben sogar an männl. Tieren ein echt weibl. Brustwachstum bestätigt. Gibt es einen besseren Beweis? Ärztlich viel verordnet. Auf Weltausstellung mit Goldenem Ehrenschild höchstprämiiert. Das 64 Seiten starke Kunstdruckbuch mit 22 Abbildungen über garant. Erfolge mit

Mammoform

bedeutet für jede Frau die Erlösung aus innerer Unfreiheit. Gegen 0,58 Rm. (verschl. als Brief 0,75 Rm.) Briefmarken. „Aeskulap“ Chem. pharm. Fabrik, Berlin-Schöneberg 3 V1304

Kräfte, die der menschliche Organismus besitzt, ist die Lebens-Energie eines Menschen. Dieser Besitz an Lebens-Energie ist für die Lebens- und Leistungsfähigkeit eines Lebewesens bestimmend.

Diese Lebens-Energie ist auch wissenschaftlichen Begriffen meßbar, nach welchen unter „Energie“ die meßbare Fähigkeit, Arbeit zu leisten, d. h. Widerstände zu überwinden, verstanden wird.

Strongfort versteht unter „Lebens-Energie“ die auf der Ausstrahlung elektromagnetischer Kräfte beruhende Fähigkeit organischer Wesenseinheiten, Arbeit zu leisten. In seinem Buche „Lebens-Energie durch Strongfortismus“ hat er nachgewiesen, wie durch individuelle, systematische Körperkultur die Lebens-Energie eines Menschen dadurch erhöht werden kann, daß alle Teile des Organismus durch Kräftigung und Entwicklung der einzelnen Körperorgane, durch Förderung aller Körperfunktionen, des Stoffwechsels, der Atmung, der Blutzirkulation, durch Reinigung des Blutes, Anregung der Drüsentätigkeit, auf den Zustand höchster Leistungsfähigkeit gebracht werden können. Die Methoden Strongfort's gehen somit auf die Grundkräfte des Lebens, auf die Ursache der Lebens-Erscheinungen zurück, deren Entwicklung es uns ermöglicht, unsere Gesundheit, unsere körperliche und geistige Leistungsfähigkeit zu fördern. Es kann wohl keinen besseren Beweis für die Gründlichkeit geben, mit der Strongfort seine Methoden ausgearbeitet hat, die sich auf die gesamte Lebensweise seiner nach vielen tausenden zählenden Schüler erstrecken, und die deren individuellen Bedürfnissen Rechnung tragen.

★

Reise nach Spanien und den Balearen. Bekanntlich rechnet Spanien heute zu den valutastarken Ländern, ist doch die spanische Pesete im Laufe der letzten Jahre von 0,70 RM auf ungefähr 0,35 RM im Verhältnis zur deutschen Mark gesunken. Damit haben aber die Hotelpreise in Spanien nicht gleichen Schritt gehalten. So findet man heute in Spanien und auf den Balearen zahlreiche empfehlenswerte

Korpulente!

Ohne Diät habe ich in kurzer Zeit 18 Pfund abgenommen. Aus Freude und Dankbarkeit - denn ich verkaufe nichts, - teile ich jedem kostenlos mit, wie ich es endlich erreichte.

Frau M. R. Kostors
Berlin-Friedenau, Menzelstr. 22

Gummi-Waren

hygien. Artikel. Preisliste A 8
Gummiindustrie „Medicus“,
Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 8

Hotels, in denen man volle Pension von 3,50 RM an erhält. Dabei ist die Reise nach den Balearen von Köln aus nicht teurer als etwa nach dem Engadin, da man bei Hin- und Rückfahrt innerhalb von 45 Tagen ab Paris bis Barcelona eine erhebliche Fahrpreismäßigung erhält. Gerade jetzt ist eine Reise nach Mallorca, der größten der Balearen-Inseln, mit ihrem wunderbaren, sonnigen und ausgeglichenen Klima, sehr zu empfehlen. Prospekte und Auskünfte über Hotels und Fahrpreismäßigungen durch „Französische Eisenbahnen Köln“, Unter Fethenhennen 19, oder durch größere Reisebüros am Platze.

★

Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft. Es ist in der Tat nur ein kleines Geschenk, das wir Ihnen machen wollen; denn wir senden Ihnen gratis und franko eine Probe der köstlichen Marylan-Creme nebst einem klugen Büchlein über Schönheitspflege. Aber dieses kleine Geschenk wird schon genügen, um Sie zu einer begeisterten Anhängerin der Marylan-Creme zu machen. Wer einmal Marylan-Creme regelmäßig und nach Vorschrift gebraucht hat, der wird sie nie mehr missen mögen. Denn ihre Wirkung grenzt ans Wunderbare: Mitesser und Pusteln verschwinden, faltige und runzlige Haut glättet sich, die graue Haut macht einem jugendlichen Schimmer Platz. Wir erzählen Ihnen keine Märchen. Wir können, was wir sagen, durch mehr als 25000 Personen beweisen, die uns vollkommen freiwillig diese Wirkung bezeugt haben. — Schreiben Sie sofort an den Marylan-Vertrieb, Berlin 92, Friedrichstr. 24a, eine Postkarte, und Sie erhalten sofort das versprochene Geschenk.

★

An alle Raucher!

Eine wundervolle Erfindung hat der bekannte Arzt Dr. med. Lustig gemacht. Er hat ein Mundwasser erfunden, nach dessen Gebrauch es niemand mehr möglich ist, mit Genuß zu rauchen. Die Fabrikation des Mundwassers liegt in den Händen des bekannten Chem. Laboratoriums A. Müller & Co., Fichtenau G 279 (Niederbarnim). Verlangen Sie dort kostenlos Auskunft!

In 5 Minuten
Nichtraucher
Das größte Wunder! Erfolg garant. Auskunft kostenlos.
A. Müller & Comp.,
Fichtenau H 279 (Niederbarnim)



Prokurist

1000 Mark Monatseinkomm., geistes- u. herzensgebildet, 39 Jahre, statl. Erscheinung, mit idealem Sinn, der nicht auf Äußerlichkeiten, sondern auf ein stilles, idyllisches Eheglück gerichtet ist, suche ich eine treuliebende, hausfrauliche Gattin, die mir wahre Kameradin fürs Leben sein will. - Nur ernstgemeinte Zuschriften erbeten, nicht anonym, nicht postlagernd, unter Mag. 58460 an Verlag Ott & Co. G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Kaiserallee 41



**Groß ist das Angebot,
doch leicht ist die Wahl:
Denn der beste ist
„Stassfurter Imperial 5“!**

**Stassfurter Rundfunk-
Ges. m. b. H. / Stassfurt**

Sonne auf Mallorca

Bei Hin- und Rückfahrt über Paris **Fahrpreismäßigung**

auf französischen und spanischen Bahnen.
Köln - Paris - Toulouse - Barcelona - Mallorca
und zurück

	I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.
Fahrpreis	246 RM	173.50 RM	108.50 RM

Auskunft und Prospekte durch Französische Eisenbahnen Köln, Unter Fethenhennen 19, oder durch größere Reisebüros am Platze.

**FREILUFTKLINIK FÜR
KNOCHEN-
GELENKKRANKHEITEN
SOLBAD RAPPENAU
leit. Arzt PROF. DR. VULPIUS**

NÜRNBERGER SPIELWAREN
Wahnschaffe-Munker, Nürnberg-A. Josefsplatz 18.
Ältestes Spielwarenversandgeschäft Deutschlands.
Verlangen Sie unseren Katalog.

Wir deuten deine Handschrift

Unsere graphologische Beratungsstelle, geleitet von Frau Valery-Maud Weiß

Iding. Sie zählt nicht gerade zu den sehr zartbesaiteten Naturen, sie kann schon einen „Puff“ vertragen. Sie ist urwüchsig und unkompliziert in ihrer ganzen etwas derben Art. Liebt sehr den Genuß, ist etwas kokett, aber recht beständig, wenn sie jemand gern hat. Launen kennt sie überhaupt kaum. Ihr Dasein dürfte sich ziemlich einfach abspielen, ihre Eigenschaften sind nicht hervorragend gut, aber sie hat auch nichts Schlechtes in sich. Hält sich in Empfindungen und Charakterzügen auf dem Durchschnittsniveau.

Elfriede. Gewiß können Sie einen Menschen glücklich machen, nur muß es der Richtige sein. Sie müssen nur etwas aktiver werden, auch geistig sind Sie noch sehr abhängig, die Intelligenz nicht genügend ausgebaut. Viel Energie und Tatkraft besitzen Sie nicht, daher machen Sie es sich ganz gern etwas bequem. Die Entschlußkraft läßt auch sehr zu wünschen übrig, ein starker Mensch sollen Sie erst noch werden!

Wetterl. Viel liebes und herzliches, aber eine recht unbedeutende Natur, eine Frau, deren Intelligenz wenig ergiebig ist, die also in Urteil und Meinung sehr von der Allgemeinheit abhängig ist. Derartig schulmäßige Schriften in dem Alter sprechen nie für eine sehr geistig rege Natur. Sehr gleichmäßig in ihrem Seelenzustand, wenig von Stimmungen abhängig, aber auch etwas Pose und nicht immer ganz natürlich und ungezwungen. Vielleicht hat sie aber beruflich diese Schrift einhalten müssen, man findet sie öfters bei Lehrerinnen. Dann müßte die Beurteilung allerdings etwas anders lauten.

GUTSCHEIN

zur Begutachtung einer Schriftprobe

Ausschneiden! Mitsenden!

Gültig bis 31. Dezember 1932, für
Obersee bis 31. Januar 1933

Anschrift: An die Graphologie-Redaktion von „Scherls Magazin“, Berlin SW 68. **Erforderlich sind:** Handschriftprobe, etwa 20 Zeilen, mit Tinte geschrieben, Angabe von Geschlecht und Alter, **Kennwort**, freigemachter Briefumschlag mit fertiger Anschrift und **50 Pf. in Briefmarken.**

Ausland: Unfrankierter Briefumschlag und 3 von dem jeweiligen Postamt abgestempelte internationale Antwortscheine (Coupon-Reponse International)

Für gewünschte ausführliche Gutachten teilen wir die Adresse unserer Mitarbeiterin auf Anfrage mit

Anny Jolly. Sie zählt nicht zu den sehr entgegenkommenden Frauen, sondern sie ist viel eher abwartend und nicht frei von Mißtrauen. Was ihr nicht paßt, lehnt sie — oft in schroffer und trotziger Form ab. Keine Frau, die sich leicht über die Dinge, die sie angehen, hinwegzusetzen vermag, sie ärgert sich daher oft. Sie läßt die Menschen eher an sich herantreten, als daß sie zu ihnen kommt. Stark auf sich konzentriert. Ein eigenartiges Menschenkind, das nicht immer mit lustigen Augen in die Welt blickt.

Feo. Eine kritische Frau, die sehr viel Scharfsinn besitzt, außerdem gutes Kombinationsvermögen. In ihrer Kritik nicht immer ganz milde, sie kann eine spitze Zunge führen und ist nicht ganz frei von kleinen Neidempfindungen. Sehr auf die äußere Form bedacht, eine Frau, der der Schein sehr viel gilt und die sich gelegentlich durch kleine Übertreibungen etwas wichtig macht. Aber böse meint sie das nicht. Gewandt und gebildet. Depressive Stimmungen kommen vor.

Freitag — Klare, ruhig denkender, recht willenskräftiger Mensch, der energisch und selbständig handeln kann. Ein Mann mit starkem Verantwortungsgefühl, den Hindernisse erst recht reizen, sie zu überwinden. Hat gelernt, sich zu beherrschen und zu zügeln und würde sich als Verwaltungsbeamter sehr geeignet haben.

Ilse S. Die Verdunkelungen in der Schrift geben, was Offenheit und Wahrheitsliebe anbetrifft, zu denken. Sie ist jedenfalls kein absolut zuverlässiger Charakter in bezug auf Gesinnungsfestigkeit. Sie greift zur Diplomatie und weiß sich auch tatsächlich gut den verschiedensten Situationen anzupassen. Recht schlau, beweglich, rege, empfindsam und leicht verletzt, wenn man sie angreift.

Ostpreußen Brg. 7. Ein feinfühliges Mädel, deren Seele leicht verletzt werden kann. Hier besitzt sie wenig Widerstand, sie ist sensibel. Nach außen wirkt sie harmonisch, sie ist überhaupt eifrig, greift gern eine Sache frisch an, für die sie sich interessiert. Sollte aber etwas mehr Energie haben. Ihre Offenheit ist erfreulich, obwohl sie reserviert sein kann, und wenn sie im engsten Kreise ist, ist sie sogar noch von einer erfrischenden Naivität. Sehr sympathisches Geschöpfchen.

Horst Adam Kirn. Sehr eigensinniges Mädel, welches gern dominieren möchte und deren Charakter allerlei Schärpen aufweist. Sie ist weder frei von Neidempfindungen noch von Mißgunst, sie ist überhaupt recht reizbar und spitz mit der Zunge. Die musikalische Begabung ist nicht so stark, daß sie Leistungen erreichen wird, die weit über dem Durchschnitt stehen. Sie muß lernen, etwas verbindlicher im Leben zu sein, sonst gibt es zu viele Reibungsflächen.

Maya. Sie weiß gewandt zu plaudern und kann durch ihre lebenswürdige und sympathische Art rasch die Menschen für sich gewinnen. Als Charakter etwas weich und beeinflussbar, nicht selten von unbedachter Offenheit und auch so gutmütig, daß sie ausgenutzt werden kann. Es fehlt etwas an Kraft und Energie, sie gleitet auch über manches mit einer gewissen Grandezza hinweg.

Fredo. Eine ungemein gehemmte Natur, seelisch so kolossal empfindlich, daß schon Kleinigkeiten genügen, um sie zu verletzen. Immer der Versuch, die Korrekten, Beherrschten zu sein, es fehlt eine tüchtige Vorstoßkraft, es ist alles zu scheu, zu ängstlich, eben zu gehemmt. Auch sehr feinfühlig in der Erotik, ein Mann muß sie schon zu behandeln wissen, sonst fühlt sie sich leicht abgestoßen.

Erscheint monatlich. 12 mal jährlich. Überall erhältlich. Einzelpreis 50 Pfennig, jährlich 6 Mark. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag; in den Vereinigten Staaten bei der International News Company, New York, 131 Varick Street. Entered as second-class matter May 13/1925 at the Post Office at New York, New York, under the Act of March 3/1879 (Sec. 397, P. L. and R.) Durch die Post vierteljährlich RM 1.50 einschl. 12 Rpf Postzeitungsgebühren. Hierzu 6 Rpf Bestellgeld. Für USA \$ 0.20 Einzelpreis, \$ 2.50 jährlich franko. In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich Robert Mohr, Wien I, Domgasse 4. Schriftleitung: Otto Helmers, Berlin. Verantwortung für den Anzeigenteil: A. Pieniak, Berlin. Unverlangten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag: August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Jetzt 8 Seiten
mehr ohne
Preiserhöhung



Maria Solveg sagt:

„Wenn's im Atelier mal besonders heiß hergeht, dann lese ich in den Aufnahmepausen die »Filmwelt«, und alle schlechte Laune ist im Handumdrehen verflogen!“ – Wollen Sie nicht auch die »Filmwelt« lesen? Sie können hier gleich bestellen!

„Filmwelt“, Abt. 263, Berlin SW 68. Schicken Sie mir ab sofort / ab _____
jeden Freitag die „Filmwelt“ für monatlich 1 M. (auswärts 1.06 M.) frei Haus. Ich
kann jederzeit wieder abbestellen.

Name: _____

Ort: _____ Straße: _____

169

Vorsorge zu rechter Zeit!

Unser ideal kombiniertes System schützt Sie bei günstigen Prämien gegen die materiellen Folgen von

Krankheit, Unfall und Tod

und sichert Ihnen insbesondere eine Gewinnbeteiligung bei einem schadenfreien Verlauf der Versicherung gemäß den Bedingungen zu.

Fordern Sie sofort unsere Prospekte unverbindlich an, damit Sie sich geschützt haben, ehe es zu spät ist.

Deutsche Kranken-Versicherungs-A.G.

Berlin-Schöneberg, Innsbrucker Straße 26-27

Fernsprecher: Sammelnummer G 1 Stephan 2431 Ortsverkehr, G 1 Stephan 6585 Fernverkehr

Nur für Nichtversicherungspflichtige!

*Bitte ausschneiden! Als Drucksache in Umschlag stecken!
Erbitte kostenlose Zusendung von Prospekt FR*

Name:

Beruf: Lebensalter:

Deutliche Adresse: